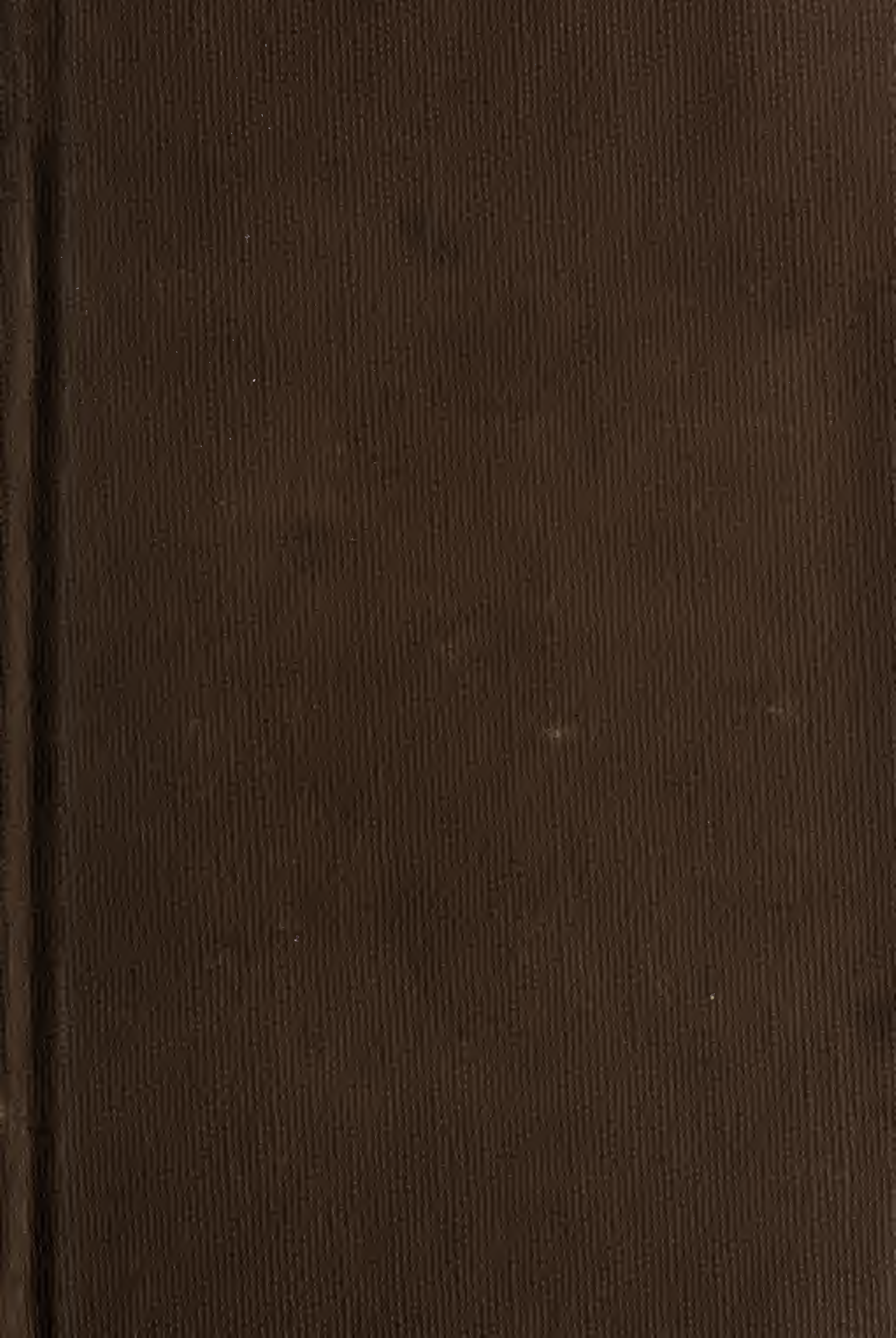
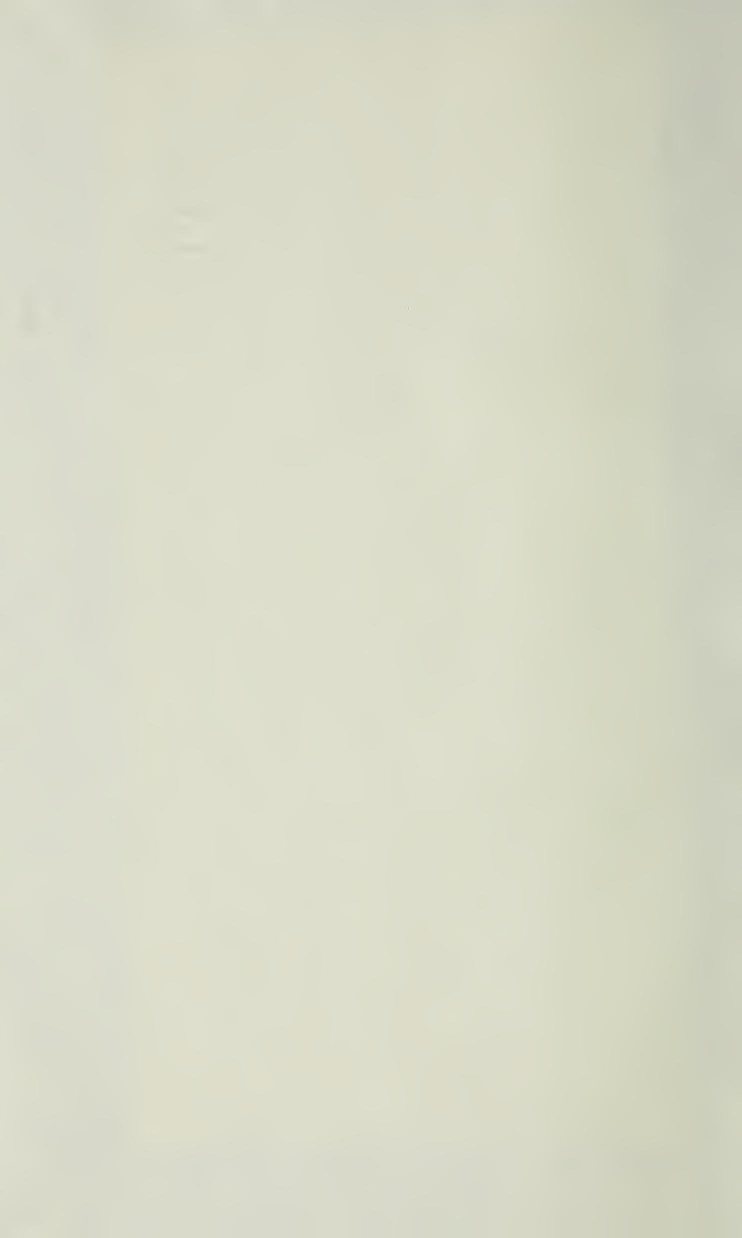
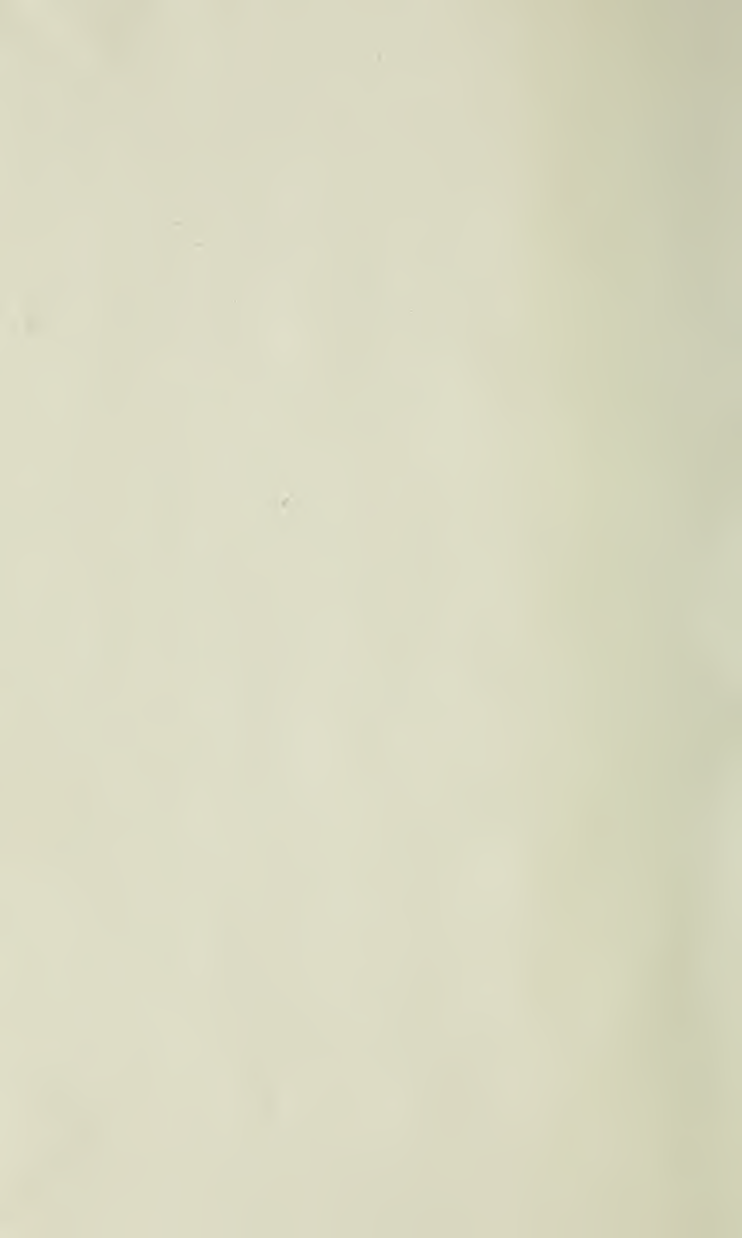








Deutsche
Zeit- und Charakterschilderungen
für Jung und Alt.

IV.

Jakob Grimms Leben und Werke.

Von

Moritz Berndt.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1885.

Jakob Grimms

Leben und Werke.

Von

Moritz Berndt.

Halle a. S.,
Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.
1885.

Vorwort.

Bei dem Herannahen des hundertjährigen Geburtstags der Brüder Grimm (4. Januar 1885 und 24. Februar 1886) haben die Bürger Hanaus, der Geburtsstadt beider, den opferbereiten Entschluß gefaßt, den hochverdienten Gelehrten ein Denkmal aus Erz zu errichten, und ein von zahlreichen Männern des allerbesten Namens unterzeichneter Aufruf richtet an sämtliche Deutsche im Reich und außerhalb desselben die Aufforderung, sich daran zu beteiligen, indem er auf die vielen herrlichen Eigenschaften und großen wissenschaftlichen Verdienste des Brüderpaares hinweist.

Diese und besonders die des älteren, Jakob Grimms, wieder in den weiteren Kreisen der Nation aufzufrischen, dazu soll mein Werkchen beitragen, und mit diesen Worten ist ihm seine Stellung angewiesen.

Indem ich mich auf einen Vortrag stützte, den ich damals bei dem Tode Jakobs für ein gemischtes Publikum entworfen, habe ich bei Abfassung des Büchleins außer den Werken und Briefen des Altmeisters herbeigezogen:

Denhard, Die Gebrüder Jakob und Wilhelm Grimm. Hanau 1860.

Scherer, Jakob Grimm. Berlin 1865.

Curtius, Jakob Grimm. Leipzig 1871.

Dunker, Brüder Grimm. Kassel 1884.
Benfey, Geschichte der Sprachwissenschaft und der orientalischen Philologie. München 1869.
v. Raumer, Geschichte der germanischen Philologie, vorzugsweise in Deutschland. München 1870.
Springer, Biographie Lachmanns u. a. m.

Dresden, im September 1884.

Moritz Berndt.

Nachruf.

Die vorliegende Schrift war gerade in Satz und Korrektur beendigt, als wir die Trauerkunde erhielten, daß der Verfasser derselben, Professor Dr. ph. Moritz Berndt, Studiendirektor am K. S. Kadettenkorps in Dresden, am Abend des 12. September plötzlich und unerwartet in Folge eines Gehirnschlags verschieden sei. Wir verlieren in ihm nach zwanzigjähriger Verbindung einen unserer schätzbarsten Autoren auf dem Felde der praktischen Pädagogik und ernsteren Jugendschrift-Litteratur, eine ebenso charaktervolle und liebenswürdige wie ideal angelegte Persönlichkeit, deren zarten Sinn für alles Schöne in Religion und Natur, Poesie und Geschichte von der Kritik oft genug gewürdigt worden ist. Die Deutschen Zeit- und Charakterschilderungen, welche wir, zunächst auf ihn und auf Herrn Professor Dr. O. Kallsen in Husum gestützt, vor drei Jahren begannen, würden noch manchen wertvollen Beitrag von ihm zu erwarten gehabt haben, wertvoll auch insoweit, als er nichts unternahm, sofern er nicht irgend etwas Selbständiges beitragen konnte oder sich wenigstens nicht durch den Lehrvortrag in den Stoff vollständig eingelebt hatte. Sein nächster Beitrag sollten „Die Dichter des Befreiungskrieges" sein, ebenfalls ein Lieblingsthema, mit dem er sich lange Zeit beschäftigt hatte, und das er jetzt als

reif für unsere Sammlung betrachtete, nachdem er den aus 20 000 Briefen bestehenden Nachlaß des Archäologen Böttiger nach anderer Richtung durchforscht und dabei noch manches brauchbare Neue für den Gegenstand gefunden hatte. Der Tod hat ihm die Feder vor der Zeit aus der Hand genommen; er schied, nachdem er eben einem der Edelsten und Größten der deutschen Nation ein volkstümliches Ehrendenkmal gesetzt hatte, wer aber Moritz Berndt als Schriftsteller und Mensch gekannt hat, wird auch sein Andenken in vollen Ehren bewahren.

Halle a. S., 18. September 1884.

Buchhandlung des Waisenhauses.
Aug. Schürmann.

Erstes Kapitel.

Die Brüder Grimm.

In den alten Zeiten, wo das Wünschen noch geholfen hat, lebte ein König, dessen Töchter waren alle schön, aber die üngste war so schön, daß die Sonne selber, die doch vieles esehen hat, sich verwunderte, so oft sie ihr ins Gesicht schien. Nahe bei dem Schlosse des Königs lag ein großer dunkler Wald, ınd in dem Walde unter einer alten Linde war ein Brunnen; oenn nun der Tag recht heiß war, so ging das Königskind inaus in den Wald und setzte sich an den Rand des kühlen Brunnens, und wenn sie Langeweile hatte, so nahm sie eine oldene Kugel, warf sie in die Höhe und fing sie wieder auf, ınd das war ihr liebstes Spielwerk."

„Nun trug es sich einmal zu, daß die goldene Kugel der Königstochter nicht in ihr Händchen fiel, das sie in die Höhe ehalten hatte, sondern vorbei auf die Erde schlug und geradezu ns Wasser hineinrollte. Die Königstochter folgte ihr mit den Augen nach, aber die Kugel verschwand, und der Brunnen var tief, so tief, daß man keinen Grund sah. Da fing sie n zu weinen und weinte immer lauter und konnte sich gar icht trösten. Und wie sie so klagte, rief ihr jemand zu: „Was ast du vor, Königstochter, du schreist ja, daß sich ein Stein rbarmen müßte." Sie sah sich um, woher die Stimme kam, a erblickte sie einen Frosch, der seinen Kopf aus dem Wasser

streckte. „Ach du bist's, alter Wasserpatscher“, sagte sie, „ich weine über meine goldene Kugel, die in den Brunnen hinabgefallen ist.“ „Sei still und weine nicht“, antwortete der Frosch, „ich kann sie wohl wiederschaffen, aber was giebst du mir, wenn ich dein Spielwerk wieder heraufhole?“ — „Was du haben willst, lieber Frosch“, sagte sie, „meine Kleider, meine Perlen und Edelsteine.“ Der Frosch antwortete: „Deine Kleider, deine Perlen, deine Edelsteine und deine goldene Krone, die mag ich nicht, aber wenn du mich liebhaben willst . . . .“

Du weißt, lieber Leser, was für ein unvergleichliches Büchlein ich aufgeschlagen habe: die „Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm“, liegen vor mir, und dem ersten „der Froschkönig oder der eiserne Heinrich“ sind die angeführten Worte entnommen.

Wie wunderbar gemahnt es mich, indem ich diese Worte schreibe, an jene Stunde, in der beim Waldesduft und Lichterglanz des Weihnachtsbaumes dieses schlichte Büchlein zum erstenmal in meine Hände kam und auf einmal jene „wunderbare Märchenwelt“ in ihrer ganzen Pracht in mir aufstieg, wo Bertha noch spann, der liebe Gott noch selber auf Erden unter den Menschen wandelte und wo die Tiere noch redeten. Entzückt, fast atemlos las ich weiter, und freudig bewegte mich der Ausgang; denn jener Frosch, der der Prinzessin am Brunnen erschien, war ja nichts anderes, als ein verzauberter Königssohn mit schönen und freundlichen Augen, der der Gemahl der lieblichen Prinzessin werden sollte, — „und am andern Morgen kam ein Wagen herangefahren, mit acht weißen Pferden bespannt, die hatten weiße Straußfedern auf dem Kopfe und gingen in goldenen Ketten, und hinten stand der Diener des jungen Königs, das war der treue Heinrich. Dieser hatte sich so

betrübt, als sein Herr war in einen Frosch verwandelt worden, daß er drei eiserne Bande hatte um sein Herz legen lassen, damit es ihm nicht vor Weh und Traurigkeit zerspränge. Der Wagen aber sollte den jungen König mit seiner jungen Gattin in sein Reich abholen; der treue Heinrich hob beide hinein, stellte sich wieder hinten auf und war voller Freude über die Erlösung. Und als sie ein Stück Weges gefahren waren, hörte der Königssohn, daß es hinter ihm krachte, als wäre etwas zerbrochen. Da drehte er sich um und rief: Heinrich, der Wagen bricht." —

„Nein Herr, der Wagen nicht,
Es ist ein Band von meinem Herzen,
Das da lag in großen Schmerzen,
Als Ihr in dem Brunnen saßt,
Als Ihr eine Frotsche wat (wart)."

Noch einmal und noch einmal krachte es auf dem Wege, und der Königssohn meinte immer, der Wagen bräche, und es waren doch nur die Bande, die vom Herzen des treuen Heinrich absprangen, weil sein Herr wieder erlöst und glücklich war. Und ich las weiter und weiter, und die Weihnachtsfeiertage vergingen in einer mir stets unvergeßlichen, ganz überaus glückseligen Stimmung.

Mit welcher Genugthuung vernahm ich die unvergleichliche Mär von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen und die Königstochter heimführte; in welch heitere Stimmung versetzte mich das Kabinettsstückchen vom Lumpengesindel, das viel verzehrt, nichts bezahlt und zum Dank noch obendrein Schabernack treibt. Dann begleitete ich, schmerzlichst bewegt, Brüderchen und Schwesterchen auf der Flucht vor der bösen Stiefmutter, wie sie den ganzen Tag über Wiesen, Felder und Steine gehen müssen, und wenn es regnete, sprach das Schwesterlein: „Gott und unsere Herzen, die weinen zusammen." — Hierauf lauschte ich wieder ganz hingegeben

dem Märchen vom Aschenputtel, das zu seiner Mutter Grab unter dem Haselbaum geht und ruft: „Bäumchen, rüttel dich und schüttel dich, wirf Gold und Silber über mich“ — dem Märchen vom Dornröschen, das hundert Jahre verzaubert ist, vom Schneewittchen, drüben über den Bergen, bei den sieben Zwergen, und wie überwältigend wirkten durch ihren harmlosen Humor die Erzählungen von den Bremer Stadtmusikanten und vom klugen Schneiderlein, der nicht einmal sein Handwerk verstand, aber doch meinte, er müsse dabei sein Glück haben; denn woher sollte es ihm sonst kommen? Welche Sehnsucht wurde in mir erweckt, wenn sich zuletzt alles glücklich gefügt hatte und am Schlusse die Worte erklangen: „Die rechte Freude fing jetzt erst an. Ich wollte, du und ich, wir wären dabei gewesen.“ — Daß aber alles so geschehen, wie berichtet wird, daran wagte ich nicht zu zweifeln; heißt es doch auch ausdrücklich im Märchen: „Wer's nicht glaubt, bezahlt einen Thaler.“ — Und wie viel tausend andern Kindern mag dies nicht ebenso ergangen sein und noch ergehen bei der ersten Lektüre dieses Märchenschatzes.

„Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge, der uns selbst zu überdauern vermag, so ist es der für die Sammlung der Märchen“, — so sagt Jakob Grimm, der Bruder Wilhelms, in einer Rede auf diesen, als derselbe eben entschlafen war; und in der That, es war ein Buch, wie es noch vor kurzem ausdrücklich verlangt worden war. Schon der mit einem wunderbaren Instinkt ausgerüstete Herder († 1803) hatte gemeint: „Eine Sammlung von Kindermärchen mit allem Reichtum zauberischer Weltscenen, sowie mit der ganzen Unschuld einer Kinderseele begabt, wäre ein Weihnachtsgeschenk für die junge Welt künftiger Generationen.“ — Und zwei Jahre vor dem Erscheinen des Werkchens, im Jahre 1810, hatte noch Ludwig Jahn († 1852 zu Freiburg an der Unstrut) in seinem

„Volkstum“ unter den Büchern, die noch geschrieben werden müßten, eines aufgeführt, das er Alraun genannt wissen wollte. „Darin sollten die deutschen Volksmärchen und Sagen geordnet sein als eine deutsche „tausend und eine Nacht.“ Wer sie erzählen will, darf nicht mit Fremdheiten überladen wie Musäus († 1787 zu Weimar, Volksmärchen der Deutschen), muß einfältig vortragen wie Stilling (Jung Stilling, † 1817 in Karlsruhe, Stillings Lebensgeschichte) und hochgebildet sein wie Goethe!“ Gebrüder Grimm haben — deutsche Sagen folgten bald, — dieses Buch zu Anfang ihrer litterarischen Laufbahn geliefert und sich dadurch den Dank der ganzen Nation ebenso verdient, wie später durch eine lange Reihe von vielfach epochemachenden Werken, die die Wissenschaft für das Vaterländische schufen oder wenigstens in neue Bahnen lenkten. —

Der Nibelungenhort lag lange schon in dem Rheine begraben, und mehrere Jahrhunderte bereits hatte die deutsche Nation ihre Vorzeit in die Fluten der Vergessenheit getaucht. Da kamen die „wehevollen“ Anfänge des neunzehnten Jahrhunderts, und unter jener Fremdherrschaft bleiernem Drucke nahm das Volk seine trostreiche Zuflucht zu den vergrabenen Schätzen heimischer Sprache und heimischer Dichtung, vertiefte sich wiederum in die großen Erinnerungen und Gestalten des tausendjährigen Reiches und fand darin Trost und Aufrichtung. Die Beschäftigung mit dem Vaterländischen machte den Sinn wieder ernster; man richtete sich gegen das Seichte und Verflachende der Zeit, und die romantische Schule trat auf. „An das Vaterland sind wir von Natur gewiesen, und nichts anderes vermögen wir mit unseren angeborenen Gaben in solchem Maße und so sicher zu begreifen“, sagt Jakob Grimm und fährt dann fort: „Selbst wenn der Wert unserer vaterländischen Güter, Denkmäler und Sitten weit geringer angenommen werden müßte, als wir ihn gerecht und bescheiden voraussetzen dürfen, so wäre dennoch die

Erkenntnis unseres Einheimischen unsere rühmlichste, die heilsamste, und allen ausländischen Wissenschaften vorzuziehen." — Bodmer († 1783 zu Zürich) hatte wohl im vergangenen Jahrhundert in einem anderen Zusammenhange auf die Schätze unserer alten Poesie hingewiesen; „Lessings († 1781 zu Braunschweig) Geist ahnte den Wert unserer alten Dichtung, war aber nicht auf das Beste und Vorzüglichste, sondern erst auf Stücke des zweiten oder dritten Ranges gefallen. Klopstocks († 1803 zu Hamburg) verschrobene Kunde von unserem Altertum konnte keine Wirkung erzeugen; gründlich und mehr als man öffentlich davon gehört hat, war Voß' († 1826 zu Heidelberg) Bestreben, nur daß es unter vielen anderen Arbeiten nicht in die Höhe wachsen konnte; nur in einem Werke über die Zeitmessung (1802) blicken deutliche Kennzeichen dessen durch, was er zunächst vorgenommen hatte. Goethe und Schiller zeigten der altdeutschen Poesie sich eher abgeneigt als förderlich." — Erst die romantische Schule, die gegen die einseitige Verehrung des klassischen Altertums auftrat, gab den neuen Versuchen, das deutsche Altertum zu erschließen, festen Halt und wesentlichen Erfolg.

Ludwig Tiecks († 1853 zu Berlin) Verdienst ist es, den ersten einladenden Pfad durch die romantische Wildnis, durch den grünen rauschenden Wald der ältern deutschen Poesie gebahnt zu haben, durch welchen jetzt manche befahrene Heerstraße führt. Die erste Frucht dieser Thätigkeit war die Übersetzung der Minnelieder, die er 1803 dem Publikum übergab. (Minnelieder aus dem schwäbischen Zeitalter, neu bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck.) Die Vorrede war schön, fast bezaubernd geschrieben; Jakob Grimm las sie und war sofort gewonnen für das ganze Studium. Dann traten Achim von Arnim († 1831 zu Wiegersdorf in der Mark) und Clemens Brentano († 1842 zu Aschaffenburg) auch mit ihrer Samm-

lung von Volksliedern oder wohl teilweise auch nur von selbst-ständig erweiterten Motiven von solchen hervor, „des Knaben Wunderhorn“ (1806 und 1808) — „ein vaterländisches Gegenstück zu der kosmopolitischen Sammlung der Herderschen Volksstimmen.“ — „Der frische Junge auf dem Titelbild, wie er so dahinsprengt auf seinem ungesattelten Rosse, das Wunderhorn in der erhobenen Hand schwingend, schien gleich einem Herold zum fröhlichen Kampfe gegen den Lügengeist zu rufen.“ Man sah, wie überschwenglich noch das alte Deutschland mit der Gottesgabe der Poesie begnadet gewesen, welche Fülle von Liebe und Sehnsucht, Mut und Schelmerei Tausende namenloser Studenten und Landsknechte, Jäger und Bettelleute in ihren kunstlosen Liedern niedergelegt hatten. — Nachher gab auch Friedrich von der Hagen († 1856 zu Berlin), 1807 das Nibelungenlied heraus, unser großes nationales Epos, das ihm und seinen Freunden in der schmachvollsten Zeit des Vaterlandes „ein großer Trost, eine wahre Herzensstärkung und eine hohe Verheißung der Wiederkehr deutscher Weltherrlichkeit“ war.

Allein alles, was auf diesem Gebiete geleistet wurde, war vor dem Auftreten der Gebrüder Grimm noch dilettantisch. Sie fanden erst die Fäden wieder, die durch eine mehr als zweihundertjährige Mißachtung alles Vaterländischen abgerissen waren. Diese wieder angeknüpft, das deutsche Altertum wieder erschlossen zu haben, ist das nicht genug zu preisende Verdienst der Brüder Grimm, vornehmlich des älteren Bruders Jakob. Er war es, der mit größter und tiefster Gelehrsamkeit, mit schöpferischer Phantasie, mit unverwüstlicher Arbeitskraft — „von Kindesbeinen hatte ich etwas von eisernem Fleische in mir“, sagt er selbst — mit seinem Bruder dem Munde des Volkes die Märchen ablauschte, die alten Sagen wiederherstellte und dann allein die Grundlinien unserer Sprache, unserer heidnischen Religion und unseres Rechts in den ältesten Urkunden aufsuchte,

kurz, der die Schätze unserer Vorzeit hob, den Nibelungenhort wieder hob, der nun schon lange in den Fluten des deutschen Rheines begraben lag. So ist die deutsche Altertumswissenschaft von der Romantik geboren und unter ihrer Herrschaft aufgezogen worden; sie gehört zu den wissenschaftlichen Ergebnissen, zu denen jene in so reichem Maße Anlaß gegeben, wenn sie in poetischer Hinsicht auch nur vielfach Vorübergehendes wie Vergessenes geboten hat. Aber auch in nationaler Beziehung ist die neue Wissenschaft von hoher Bedeutung gewesen. „Wie der Geist einen hinfälligen Leib zu erhalten und zu fristen vermag, so kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unsere Wissenschaft und Litteratur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poesie es gewesen sind, die in Zeiten härtester Trübsal und tiefster Ohnmacht des deutschen Reichs das Volk gestärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja den sonst nichts hätte aufhalten mögen, vor Untergang uns bewahrt haben." So meint Grimm, und fügen wir hinzu, sie ist es auch gewesen, die in den späteren Jahrzehnten dem Streben nach erneuter Einheit vor allem einen festen Boden gegeben hat.

Und von Jakob Grimm redend, werde ich es vermeiden können, auch seines Bruders Wilhelm vielfach zu gedenken? „Steht doch", um Worte Berthold Auerbachs zu gebrauchen, „neben der großen und unvergleichlichen Geistesverbrüderung zwischen Schiller und Goethe, die blutsverwandtschaftliche und geistige Verbrüderung von Jakob und Wilhelm Grimm einzig da in der Geschichte des deutschen Volkes, ja, wohl in der Geschichte aller Völker." — Schon Gräter († 1830 zu Schorndorf, zuletzt Rektor in Ulm), einer der frühesten Germanisten, schrieb an Jakob Grimm am 13. Februar 1813, daß er ihn und seinen Bruder bewundere „in ihrem gemeinschaftlichen Eifer, in ihrem Forschungsgeist, in ihrer Unermüdsamkeit und in dem Reichtum ihrer Arbeiten", und daß es ihm beneidens-

wert erscheine, „auf einem so seltenen, nur von dem Enthusiasmus für das Schöne und Große und Biedere der Vorzeit ergriffenem Felde fortschreiten und solche Riesenschritte machen zu können.“ —

Das erste Auftreten beider ist ja auch gemeinschaftlich. Die Perlen aber dieser gemeinschaftlichen Thätigkeit des trefflichen Brüderpaares sind vor allem die schon berührten, besonders in der Gegend des Mains und der Kinzig und aus dem Munde einer Bauersfrau aus einem Dorfe bei Kassel gesammelten „Kinder- und Hausmärchen.“ Achim von Arnim, der Romantiker, der damals häufiger in Kassel sich bewegte, drängte in die Brüder, die in dem Gefühl, daß die Volksüberlieferung „wie Tau in heißer Sonne vergehen, wie Feuer im Brunnen verlöschen würde in der Unruhe unserer Tage“, schon jahrelang gesammelt hatten, dasselbe doch herauszugeben, und so kam 1812 der erste Band, der der Gattin jenes Romantikers, der Bettine von Arnim, geb. Brentano († 1859 zu Berlin), gewidmet war.

Dadurch wurde die erste nähere Berührung der Brüder mit Arnims herbeigeführt. Die Freundschaft wurde nun eine immer herzlichere, und die Berufung beider nach Berlin (1841) war hauptsächlich Bettinens Werk. Der Sohn Wilhelms aber, Hermann (noch in Kassel geboren), dessen Name durch seine geistvollen Essays, durch seine Schrift über Goethe, durch seinen Roman „Unüberwindliche Mächte“ u. s. w. auch einen hellen Klang erworben hat, vermählte sich dann mit einer Tochter Bettinens, so daß aus dem schönen, freundschaftlichen Verhältnis endlich Blutsverwandtschaft wurde. —

Das Buch wurde bei dem Publikum mit folgenden sinnigen Worten eingeführt: „Wir finden es wohl, wenn Sturm oder anderes Unglück, das der Himmel schickt, eine ganze Saat zu Boden geschlagen, daß noch bei niedrigen Hecken und

Sträuchen, die am Wege stehen, ein kleiner Platz sich gesichert und einzelne Ähren aufrecht geblieben sind. Scheint dann die Sonne wieder günstig, so wachsen sie einsam und unbeachtet fort; keine frühe Sichel schneidet sie für die großen Vorratskammern; aber im Spätsommer, wenn sie reif und voll geworden, kommen arme, fromme Hände, die sie suchen: und Ähre an Ähre gelegt, sorgfältig gebunden und höher geachtet als sonst Garben, werden sie heimgetragen, und winterlang sind sie Nahrung; vielleicht auch der einzige Samen für die Zukunft. So ist es uns vorgekommen, wenn wir gesehen, wie von so vielem, was in früheren Zeiten geblüht hatte, nichts mehr übrig geblieben, selbst die Erinnerung daran fast verloren war, als bei dem Volke Lieder, ein paar Bücher, Sagen und die unschuldigen Hausmärchen. Die Plätze am Ofen, der Küchenherd, Bodentreppen, Feiertage noch gefeiert, Triften und Wälder in ihrer Stille, vor allem die ungetrübte Phantasie — sind die Hecken gewesen, die sie gesichert und einer Zeit aus der andern überliefert haben." —

1814 kam ein zweiter Band mit siebzig neuen Nummern. „Sie glauben nicht, welche Freude ich an der Sammlung des zweiten Bandes habe, eben durch die Teilnahme und Beförderung von anderen. Den ersten Band haben wir beide allein, ganz einsam und daher auch sehr langsam in sechs Jahren gesammelt, jetzt geht es viel besser und schneller", — so schrieb Wilhelm Grimm an ein Fräulein von Haxthausen nach Westfalen, das ihn wesentlich unterstützt hatte durch Zusendung von trefflich erzählten Stücken. Eine neue Auflage folgte bald — 1822 — in drei Bänden mit zweihundert Märchen und zehn Kinderlegenden und einer tiefgehenden, durchaus wissenschaftlichen Abhandlung. Schon seit 1819 hatte Jakob, der in seine Grammatik vertieft war, seinem Bruder Wilhelm die Märchen überlassen, und so wurde das Buch allmählich unter dessen

Redaktion das verbreitetste deutsche Kinderbuch überhaupt. — Die kleine Ausgabe aber in einem Bande erschien zuerst 1825 und zählt jetzt etliche dreißig Auflagen. Und so hat Wilhelm Scherer, einer unserer berufensten Interpreten der deutschen Litteratur, vollständig recht, wenn er sagt, und zwar in seiner Schrift über Jakob Grimm (1865): „Die Grimmsche Sammlung der Märchen ist mit einigen Uhlandschen Gedichten und wenigem anderen das einzige, was sich von den litterarischen Produkten der deutschen Romantik in dem Bewußtsein der Nation ununterbrochen erhalten hat.“ Vielleicht könnte man noch die Dramen Kleists hinzurechnen.

Den Märchen folgten die, teilweise wie diese dem Volksmunde abgelauschten, teilweise auch seltenen Schriften, besonders des sechzehnten und siebzehnten (Johannes Prätorius) Jahrhunderts entnommenen gleichartigen „Deutschen Sagen.“ (1. Band: örtliche Sagen, 2. Band: geschichtliche Sagen). Zehn Jahre hatten die Brüder unverdrossen an diesen gesammelt und bald gefunden, wie schnell sich ein solches Sammeln, wenn es nur ernstlich gethan wird, der Mühe lohnt, und wie groß die Freude des Finders ist; diese reicht noch hin an jene unschuldige Lust der Kindheit, wenn sie im Moos und Gebüsch versteckt, ein brütendes Vöglein auf seinem Neste überrascht; es ist auch hier bei den Sagen ein leises Aufheben der Blätter und behutsames Umbiegen der Zweige, um das Volk nicht zu stören, um verstohlen in die seltsame, aber bescheiden in sich geschmiegte, nach Laub, Wiesengras und frisch gefallenem Regen duftende Natur blicken zu können. So will mit keuscher Hand die Sage gesammelt und gebrochen sein. Und wie sie mit den Märchen dem Kinde ein unvergleichliches Geschenk gemacht, so mit den Sagen dem Volke; denn die Sagen fordern schon mehr Ernst und Nachdenken als die Märchen, einer gewissen Mangelhaftigkeit wegen, die ihnen eigen ist. „Das Märchen ist poe-

tischer, die Sage historischer; jenes flattert lustig von Ort zu Ort, diese haftet am Ort oder an einem durch die Geschichte gesicherten Namen. Das Märchen nährt unmittelbar wie die Milch, mild und lieblich, oder wie der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere." Die Sagen dagegen dienen schon zu einer stärkeren Speise, tragen eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe. — Unsere Heldensage, insofern in ihr der Stoff zu Volksepen gegeben, blieb ausgeschlossen.

Wir schlagen die Sammlung einen Augenblick auf und lesen da das erste, was sich uns bietet. „Vorzeiten hütete ein Schäfersmann friedlich auf dem Köterberge (drei Stunden von Korvei)", so finden wir hier nach dem Bericht eines Hirten erzählt; „da stand, als er sich einmal umwendete, ein prächtiges Königsfräulein vor ihm und sprach: „Nimm die Springwurzel und folge mir nach." — Die Springwurzel erhält man aber dadurch, daß man einem Grünspecht sein Nest mit einem Holze zukeilt; der Vogel, wie er das bemerkt, fliegt alsbald fort und weiß die wunderbare Wurzel zu finden, die ein Mensch noch immer vergeblich gesucht hat. Er bringt sie im Schnabel und will sein Nest damit wieder öffnen; denn hält er sie vor den Holzkeil, so springt dieser heraus, wie vom stärksten Schlage getrieben. Hat man sich versteckt und macht nun, wenn er hervorkommt, einen großen Lärm, so läßt er sie erschreckt fallen. Man kann aber auch nur ein weißes oder rotes Tuch über das Nest breiten, so wirft er sie darauf, wenn er sie gebraucht hat. — Eine solche Springwurzel besaß der Hirt, ließ nun seine Tiere herumtreiben und folgte dem Fräulein. Sie führte ihn bei einer Höhle in den Berg hinein; kamen sie zu einer Thür oder einem verschlossenen Gang, so mußte er seine Wurzel vorhalten, und alsbald sprang sie krachend auf. Sie gingen immer fort, bis sie etwa in die Mitte des Berges gelangten, da saßen noch zwei Jungfrauen und spannen emsig; der Böse

war auch da, aber ohne Macht und unten an den Tisch, vor dem die beiden saßen, festgebunden. Ringsum war in Körben Gold und leuchtende Edelsteine aufgehäuft, und die Königstochter sprach zu dem Schäfer, der da stand und die Schätze anlüsterte. „„Nimm Dir, so viel Du willst."" — Ohne Zaudern griff er hinein und füllte seine Taschen, so viel sie halten konnten, und wie er, also reich beladen, wieder heraus wollte, sprach sie: „„Aber vergiß das Beste nicht!"" Er meinte nicht anders, als das wären die Schätze und glaubte sich gar wohl versorgt zu haben, aber es war die Springwurzel. Wie er nun hinaustrat ohne die Wurzel, die er auf den Tisch gelegt, schlug das Thor mit Schallen hinter ihm zu, hart an die Ferse, doch ohne weiteren Schaden, wiewohl er leicht sein Leben hätte einbüßen können. Die großen Reichtümer brachte er glücklich nach Hause, aber den Eingang konnte er nicht wiederfinden." —

Das ist eine solche Sage örtlichen Anschlusses; auch eine zweite Probe aus dem anderen, die mehr geschichtlich gebundenen Sagen umfassenden Bande mag noch hier stehen, und ich wähle den rührenden Bericht von Siegfried und Genoveva, eine Erzählung, die ja auch dramatisch gestaltet worden ist, vom Maler Müller († 1824 zu Rom) nicht minder als von Ludwig Tieck: „Zu den Zeiten Hildolfs, Erzbischofs zu Trier, lebte daselbst Pfalzgraf Siegfried mit Genoveva, seiner Gemahlin, einer Herzogstochter aus Brabant, schön und fromm. Nun begab es sich, daß ein Zug wider die Heiden geschehen sollte, und Siegfried in den Krieg ziehen mußte; da befahl er Genoveven, im Maifelder Gau auf seiner Burg Simmern still und eingezogen zu wohnen; auch übertrug er einem seiner Dienstmänner, Namens Golo, auf den er zumal vertraute, daß er seine Gemahlin in besonderer Aufsicht hielte. Die letzte Nacht vor seiner Abreise hatte aber Genoveva einen Sohn von ihrem Gemahl empfangen. Als nun Siegfried abwesend war, dauerte

es nicht lange, und Golo entbrannte von sündlicher Liebe zu der schönen Genoveva, die er endlich nicht mehr zurückhielt, sondern der Pfalzgräfin erklärte. Sie aber wies ihn mit Abscheu zurück. Darauf schmiedete Golo falsche Briefe, als wenn Siegfried mit allen seinen Leuten im Meer ertrunken wäre, und las sie der Gräfin vor; jetzt gehöre ihr das Reich zu und sie dürfe ihn ohne Sünde lieben. Als er sie aber küssen wollte, schlug sie ihm hart mit der Faust ins Gesicht, und er merkte wohl, daß er nichts ausrichten konnte; da verwandelte er seinen Sinn, nahm der edeln Frau alle ihre Diener und Mägde weg, daß sie in ihrer Schwangerschaft die größte Not litt. Und als ihre Zeit heranrückte, gebar Genoveva einen schönen Sohn, und niemand, außer einer alten Waschfrau stand ihr bei und tröstete sie; endlich aber hörte sie, daß der Pfalzgraf lebe und bald zurückkehren werde, und sie fragte den Boten, wo Siegfried jetzo sei? „Zu Straßburg", antwortete der Bote und ging hierauf zu Golo, dem er dieselbe Nachricht brachte. Golo erschrak heftig und hielt sich für verloren. Da redete eine alte Hexe mit ihm, was er sich Sorgen um diese Sache mache? Die Pfalzgräfin habe zu einer Zeit geboren, daß niemand wissen könne, ob nicht ein Koch oder ein anderer des Kindes Vater sei; „sag' nur dem Pfalzgrafen, daß sie mit dem Koch gebuhlt habe, so wird er sie töten lassen und du ruhig sein." — Golo sagte: „Der Ratschlag ist gut", ging daher eilends seinem Herrn entgegen und erzählte ihm die ganze Lüge. Siegfried erschrak und seufzte aus tiefem Leid. Da sprach Golo: „Herr, es ziemt dir nicht länger, diese zum Weibe zu haben." Der Pfalzgraf sagte: „Was soll ich thun?" „Ich will" — versetzte der Treulose — „sie mit ihrem Kinde an den See führen und im Wasser ersäufen." Als nun Siegfried eingewilligt hatte, ergriff Golo Genoveven und das Kind und übergab sie den Knechten, daß sie sie töten sollten. Die Knechte führten sie

in den Wald, da hub einer unter ihnen an: was haben diese Unschuldigen gethan? Und es entstand ein Wortwechsel, keiner aber wußte Böses von der Pfalzgräfin zu sagen, und keinen Grund, warum sie sie töten sollten; es ist besser, — sprachen sie — daß wir sie hier von den wilden Tieren zerreißen lassen, als unsere Hände mit ihrem Blut zu beflecken. Also ließen sie Genoveven allein in dem wilden Wald und gingen fort. Da sie aber ein Wahrzeichen haben mußten, das sie Golo mitbrächten, so riet einer, dem mitlaufenden Hunde die Zunge auszuschneiden. Und als sie vor Golo kamen, sagte er: wo habt ihr sie gelassen? „Sie sind ermordet" antworteten sie und wiesen ihm Genovevens Zunge.

Genoveva aber weinte und betete in der öden Wildnis; ihr Kind war noch nicht dreißig Tage alt, und sie hatte keine Milch mehr in ihren Brüsten, womit sie es ernähren könnte. Wie sie nun die heilige Jungfrau um Beistand flehte, sprang plötzlich eine Hindin durchs Gesträuch und setzte sich neben das Kind nieder; Genoveva legte die Zitzen der Hindin in des Knäbleins Mund, und es sog daraus. An diesem Ort blieb sie sechs Jahr und drei Monate; sie selbst aber nährte sich von Wurzeln und Kräutern, die sie im Walde fand; sie wohnten unter einer Schicht von Holzstämmen, welche die arme Frau, so gut sie konnte, mit Dörnern gebunden hatte. Nach Verlauf dieser Zeit trug sich's zu, daß der Pfalzgraf gerade in diesem Wald eine große Jagd anstellte; und da die Jäger die Hunde hetzten, zeigte sich ihren Augen dieselbe Hirschkuh, die den Knaben mit ihrer Milch nährte. Die Jäger verfolgten sie; und weil sie zuletzt keinen andern Ausweg hatte, floh sie zu dem Lager, wohin sie täglich zu laufen pflegte, und warf sich, wie gewöhnlich, zu des Knaben Füßen. Die Hunde drangen nach, des Kindes Mutter nahm einen Stock und wehrte die Hunde ab. In diesem Augenblick kam der Pfalzgraf hinzu, sah das Wun=

der und befahl, die Hunde zurückzurufen. Darauf fragte er die Frau, ob sie eine Christin wäre? Sie antwortete: ich bin eine Christin, aber ganz entblößt; leih mir deinen Mantel, daß ich meine Scham bedecke. Siegfried warf ihr den Mantel zu, und sie bedeckte sich damit. Weib, sagte er, warum schafftest du dir nicht Speise und Kleider? Sie sprach: Brot habe ich nicht, ich aß die Kräuter, die ich im Walde fand; mein Kleid ist vor Alter zerschlissen und auseinander gefallen. — Wie viel Jahre sind's, seit Du hierher gekommen? Sechs, und drei Monden wohne ich hier. Wem gehört der Knabe? — Es ist mein Sohn. — Wer ist des Kindes Vater? — Gott weiß es. — Wie kamst du hierher und wie heißest du? — Mein Name ist Genoveva. — Als der Pfalzgraf den Namen hörte, gedachte er seiner Gemahlin; und einer der Kämmerer trat hinzu und rief: Bei Gott, das scheint mir unsere Frau zu sein, die schon lange gestorben ist, sie hatte ein Mal im Gesicht. Da sahen sie alle, daß sie noch dasselbe Mal an sich trug. Hat sie auch noch den Trauring? sagte Siegfried. Da gingen zwei hinzu und fanden, daß sie noch den Ring trage. Alsobald umpfing sie der Pfalzgraf und küßte sie, und nahm weinend den Knaben und sprach: Das ist mein Gemahl, und das ist mein Kind. Die gute Frau erzählte nun allen, die da standen, von Wort zu Wort, was ihr begegnet war, und alle vergossen Freudenthränen; indem kam auch der treulose Golo dazu, da wollten sie alle auf ihn stürzen und ihn töten. Der Pfalzgraf rief aber: haltet ihn, bis wir aussinnen, welch Todes er würdig ist. Dies geschah, und nachher verordnete Siegfried, vier Ochsen zu nehmen, die noch vor keinem Pfluge gezogen hätten, und jeden Ochsen dem Missethäter an die vier Teile des Leibes zu spannen, zwei an die Füße, zwei an die Hände, und dann die Ochsen gehen zu lassen. Und als sie auf diese Weise festgebunden waren, ging jeder

Ochse mit seinem Teile durch und Golos Leib wurde in vier Stücke zerrissen.

Der Pfalzgraf wollte nunmehr seine geliebte Gemahlin nebst dem Söhnlein heimführen. Sie aber schlug es aus und sprach: an diesem Ort hat die heilige Jungfrau mich vor den wilden Tieren bewahrt und durch ein Wild mein Kind erhalten; von diesem Orte will ich nicht weichen, bis er ihr zu Ehren geweiht ist. Sogleich besandte der Pfalzgraf den Bischof Hildulf, welchem er alles berichtete; der Bischof war erfreut und weihte den Ort. Nach der Weihung führte Siegfried seine Gemahlin und seinen Sohn herzu und stellte ein feierliches Mahl an; sie bat, daß er hier eine Kirche bauen ließe, welches er zusagte. Die Pfalzgräfin konnte fürder keine Speisen mehr vertragen, sondern ließ sich im Walde die Kräuter sammeln, an welche sie gewöhnt worden war. Allein sie lebte nur noch wenige Tage und wanderte selig zum Herrn; Siegfried ließ ihre Gebeine in der Waldkirche, die er zu bauen gelobt hatte, bestatten; diese Kapelle hieß Frauenkirchen (unweit Meyen), und manche Wunder geschahen daselbst." — — —

Wie aber Märchen und Sagen — eine lange Reihe ähnlicher Sammlungen folgten den Grimmschen — auch wissenschaftlich zu verwerten, wies Jakob dann z. B. in seiner, allerdings erst zwanzig Jahre später erscheinenden Mythologie nach, wo er auf Grund jener zu ungeahnten Ergebnissen geführt wurde. —

Aber schon 1812, also noch vor den Sagen, waren die beiden ältesten deutschen Gedichte, „das Lied vom Hildebrand und Hadubrand" und das „Wessobrunner Gebet", von den Grimms herausgegeben worden — „eine Schülerarbeit", wie Jakob an den germanistisch thätigen Freiherrn von Laßberg, den letzten zum Ritter geschlagenen Mann im römischen Reiche (geb. 1770, † 1855 auf Schloß Meersburg am Bodensee),

später in seiner bescheidenen Weise schrieb. In beiden Gedichten wiesen sie die Allitteration oder den Stabreim nach, wiesen nach, daß auch hier die Langzeile des altgermanischen Verses, den die Skandinavier ebenso wie die Angelsachsen besaßen, in zwei Hälften sich gliedert, deren jede zwei, die zweite oft nur eine durch den Gleichlaut der Anfangsbuchstaben hervorgehobene Silben enthält. Da die Vokale sämtlich einander gleichgeachtet werden, kommen eigentlich nur die Konsonanten, das „Knochengerüste der Sprache“, in Betracht.

Dieses Gesetz schon lehrt uns, daß unsere Metrik auf dem Accent beruht, und daß sich eine ganze Fülle von stehenden Redensarten in unserer Sprache bilden mußte, die sich teilweise bis in die neueste Zeit erhalten hat; z. B. Bausch und Bogen, Buße und Besserung, Feuer und Flamme, Friede und Freundschaft, Glück und Glas, Haus und Hof, Herz und Hand, Schild und Schwert, Schutz und Schirm, Wind und Wetter, Witwen und Waisen. Das sind substantivische Allitterationen; es giebt deren aber auch adjektivische, wie braun und blau, frank und frei, frisch und froh, los und ledig — u. s. w. und verbale, so geben und gelten, hegen und halten, minnen und meinen. — In Rechts- und Segenssprüchen, in Volkssprichwörtern herrscht die Allitteration. Diese mit ihrem „Streben nach Parallelismus der Tautologie und der Antithese“, hätte aber die deutsche Poesie allmählich wohl erstarren lassen, wenn sie nicht durch den Reim wäre ersetzt worden. Die Aufnahme dieses und das Schwinden jener ist ein nicht genug zu betonendes Ereignis des neunten Jahrhunderts. Der Endreim, aus der lateinischen Hymnologie genommen, findet sich zuerst in Otfrieds „Christ.“ (870).

Seit 1813 veröffentlichten die Brüder Grimm die „Altdeutschen Wälder“, eine, bis etwa kaum auf ein halbes Dutzend Aufsätze von Docen und Benecke, von ihnen allein geschriebene

Zeitschrift, die in drei Bänden erschien, 1813, 1815, 1816; „wir fangen hiermit an“, so heißt es in der Vorrede, aus unserem gemeinschaftlichen, beträchtlich angewachsenen Vorrat altdeutscher Poesieen Materialien mitzuteilen, die nicht ohne Absicht so vielseitig als möglich ausgelesen werden sollen.“ So sind denn mancherlei mittelhochdeutsche Texte, z. B. die goldene Schmiede Konrads von Würzburg, überliefert, ist über das Nibelungenlied, über einzelne Stellen im Parcival, über Gesellenleben, Weidrufe und Jägerschreie, über Blumen und Blätter, über den altdeutschen Umlaut und dergleichen Mitteilungen gemacht worden. Dann hörte das Erscheinen des Blattes aus Mangel an Teilnehmern auf. — 1815 folgten die „Lieder der alten Edda“, auch Hartmanns v. d. Aue schöne Legende „der arme Heinrich.“ „In der glücklichen Zeit“, heißt es da in dessen Ankündigung von 1813, „wo jeder dem Vaterlande Opfer bringt, wollen wir das altdeutsche, schlichte, tiefsinnige und herzliche Buch „vom armen Heinrich“, worin dargestellt ist, wie kindliche Treue und Liebe Blut und Leben ihrem Herrn hingiebt und dafür herrlich von Gott belohnt wird, neu herausgeben.“ Der Ertrag des Buches kam den in den Kampf ziehenden Freiwilligen zu gute. „Die irischen Elfenmärchen“, wiederum mit hochbedeutender Einleitung, 1826, und das deutsche Wörterbuch, seit 1854, sind in späterer Zeit noch solche gemeinschaftliche Arbeiten. —

Aber, wie gesagt, nicht von den Brüdern Grimm, sondern von Jakob, dem älteren, und von Wilhelm, dessen Leben mit dem Jakobs innigst verwachsen ist, nur insoweit, als seine Studien mit den seinen Hand in Hand gehen, soll hier des Ausführlicheren gehandelt werden.

Zweites Kapitel.

Jakob Grimms Selbstbiographie.

„Bekanntlich sind die Hessen einer der wenigen deutschen Stämme, die ihre alten Wohnsitze, in denen wir sie zu Zeiten des Cäsar und Tacitus antreffen, auch während der Völkerwanderung nicht vollständig verlassen haben. Wo sie Cäsar als Sueven, Tacitus als Chatten weiß, zwischen Lahn und Werra, Main und Weser, wohnen sie noch. Wohl haben kleinere und größere Abteilungen des Volkes zu verschiedenen Zeiten ihre Heimat aufgegeben und sich nach allen vier Weltgegenden zerstreut, der ganze Stamm aber ist niemals ausgewandert, und wie es auch mit der sprachlichen Identität der Chatten und Hessen sich verhalten mag, an der geschichtlichen Identität beider kann nicht gezweifelt werden, d. h. die Hessen sind der im Lande zurückgebliebene Teil der alten Chatten." — Und diesem alten Stamme der Hessen gehörte die Grimmsche Familie an.

Die ersten sechs Lebensjahre verbrachte Jakob (Ludwig Karl) Grimm in Hanau, wo er am 4. Januar des Jahres 1785 geboren worden. Jetzt seit 1872 ziert das Geburtshaus eine Gedenktafel mit dem Brustbild Jakobs und auch Wilhelms, des ein Jahr jüngeren Bruders. Jener hat wie nicht minder dieser selbst biographische Aufzeichnungen über seine Jugend und über sein Mannesalter bis 1830 in einer hessischen Gelehrten-, Schriftsteller- und Künstlergeschichte gegeben, die hier bisweilen wörtlich anklingen werden.

Sein Vater, ein höchst arbeitsvoller und liebevoller Mann, bekleidete daselbst die Stellung eines Stadt- und Landschreibers, kam aber bereits im Jahre 1791 als Justizamtmann nach dem Städtchen Steinau an der Straße, dessen wiesenreiche, mit schönen Bergen umkränzte Gegend Jakob bis in sein hohes Alter lebhaft vor Augen stand; das Amthaus in Steinau noch einmal zu sehen, war einer seiner letzten Wünsche. Von seinen sieben Brüdern war Jakob der zweite, rückte aber nach dem frühen Tode des ältesten an erste Stelle. Auch der siebente und achte Bruder starben frühzeitig. Er wurde streng in der reformierten Lehre erzogen und konnte dann sein ganz Lebtag nur in einer durchaus einfachen, nach reformierter Weise eingerichteten Kirche recht von Grund aus andächtig sein. Frühzeitig prägten ihm dabei seine Eltern die Liebe zum Vaterlande tief ein und gewöhnten ihn von Kindesbeinen an, Hessen, diese durch glänzende Mittel wenig hervorstehende, durch angestammte Tüchtigkeit und Genügsamkeit ausgezeichnete Landschaft nur als wesentlichen Bestandteil des deutschen Vaterlandes anzusehen. —

Seine kindliche Phantasie fand Nahrung durch die Erzählungen der Frau Gottschalkin, die ihm und seinen Geschwistern aus ihrem Märchenschatz mitteilte und darin immer mit den Worten schloß: „Mein Märchen ist aus und geht nun von N. N. sein Haus“ — damit anzudeuten, daß einzuhalten sei und anderswo oder von einem andern weiter erzählt werden müsse. — Den ersten Unterricht empfing Jakob Grimm bei einem Stadtpräzeptor Zinkhan, dessen charakteristisches Benehmen ebenso wie sein äußeres Erscheinen in himmelblauem Rock mit schwarzer Hose und Weste ihm niemals aus der Erinnerung schwand.

Kurze Zeit nach seinem elften Geburtstage, an einem Januartage des Jahres 1796, verlor Jakob seinen Vater im fünfundvierzigsten Lebensjahre, dessen Bild jedoch unauslöschlich

in sein Gedächtnis eingegraben blieb. So wußte er sich selbst kleine Erlebnisse, die er noch zu Hanau, also in seinen ersten Lebensjahren mit ihm gehabt, stets zu vergegenwärtigen, wie er etwa in einer Winternacht einmal, von ihm mitgenommen, durch den Schnee in ein Dorf fuhr; der Vater hatte Leute zu verhören, und die Stube war voll Tabaksdampf und trüber Lichter; oder wie er eines Morgens, gleich nach dem Aufstehen, mit ihm im Fenster stand und Mägde unten auf der Straße gingen mit Wasserbutten auf dem Kopfe, worin sich die Sonnenstrahlen spiegelten. So standen ihm auch immer lebhaft vor Augen die Schränke des Vaters mit ihren sauber gehaltenen Büchern bis auf die roten und grünen Titel vieler einzelner darunter. Seine spätere Neigung, die Bücher seiner Bibliothek verschiedenartig und oft kostbar einbinden zu lassen, mochte er daher wohl von seinem Vater ererbt haben, wie auch die Zärtlichkeit, mit der er jene umfaßte. Mit Wohlgefallen sah man ihn dann die aufgestellten Reihen derselben entlang gehen, diesen oder jenen Band herausnehmen, ihn bedachtsam aufschlagen und wieder an seinen Ort stellen. Ängstigen konnte ihn der Gedanke, daß einst nach seinem und Wilhelms Tode die Bibliothek zerstreut werden würde, und noch in seinen letzten Stunden schien ihm die Versicherung, daß dieselbe in würdiger Weise erhalten bleiben solle, eine große Freude zu machen. —

Mit sechs Kindern blieb die milde, freundliche Mutter, deren Vermögen nur schmal war, in ziemlich gedrückten Verhältnissen zurück, unterstützt allein durch ihre Schwester, Henriette Philippine Zimmer, eine Kammerfrau bei der Landgräfin von Hessen, die sich besonders Jakobs und Wilhelms annahm. Sie sandte die Brüder zunächst auf das Lyceum zu Kassel, die nun hier ihr gemeinschaftliches Arbeiten und Leben begannen, das sie fortan mit nur kurzer Unterbrechung nebeneinander fortführen sollten bis in ihr hohes Greisenalter. „So nahm

uns denn, — berichtet Jakob nach Wilhelms Tode in der Gedächtnisrede auf ihn dann über dieses brüderliche Zusammenwirken — in den langsam schleichenden Schuljahren ein Bett auf und ein Stübchen, da saßen wir an ein und demselben Tische arbeitend, hernach in der Studentenzeit standen zwei Betten und zwei Tische in derselben Stube, im späteren Leben noch immer zwei Arbeitstische in dem nämlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dache in gänzlich unangefochtener und ungestört beibehaltener Gemeinschaft unsrer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen mußten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unsere letzten Betten, hat es allen Anschein, werden wieder dicht bei einander gemacht sein. —"

Während in diesen Kasseler Jahren (1798—1802) an Wilhelms Gesundheit wie am rotwangigen Apfel innerst ein Wurm zu nagen begann und Krankheit ihn wiederholt niederwarf, erfreute sich Jakob der festesten Gesundheit, nachdem er noch in Steinau hart an den Blattern daniedergelegen hatte. Sein eiserner Fleiß ließ ihn schnell rücken, und fast immer war er ein Primus. Die Freistunden wandte er nur selten auf Spaziergang und Unterhaltung; er benutzte sie vielmehr, Privatunterricht zu nehmen. Was ihm dann noch blieb, verwendete er wie Wilhelm auf Zeichnen; in Tusche und Sepia, mit Pinsel und Rabenfeder pflegten sie Figuren und Bäume sauber nachzubilden, welche Neigung sie noch bis ins erste Universitätsjahr begleitete; hernach mußte sie zurückstehen.

Auch die Lektüre unserer großen Dichter der Neuzeit begannen die Brüder schon damals: Wilhelm war gleich entschieden Goethe zugewandt, während Jakob, der weniger anhaltend im Zusammenhange las, erst mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem mächtig ergriffen wurde,

um ihm dann sein ganzes Leben treu zu bleiben, ihm, „der doch so gesungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutsche fühlen könnten. So stark ist diese heimliche Gewalt vaterländischer Sprache und Dichtung.“ — Ja, vielleicht seine letzten Gedanken waren Goethe zugewandt; nach seinem Tode fand sich in seinem Tische ein frischgefalteter Bogen mit der Überschrift: „Goethes Briefwechsel mit Karl August.“ Dieses neu herausgekommene Buch, scheint es, wollte er für eine kritische Zeitschrift besprechen, als ihn die Krankheit aufs Lager niederwarf, von dem er sich nicht wieder erheben sollte. —

Im Jahre 1802 bezog Jakob die Universität Marburg, wohin im Jahre 1804 sein Bruder Wilhelm folgte. Trotz aller Verheißung war es ihm nicht gelungen, auch nur die geringste Unterstützung zu erlangen. „Doch“, sagt er darüber, „hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewußtsein des Selbstverdienstes gegenüber dem, was anderen Stand und Reichtum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beitragen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten herauf und brechen sich viel eigentümlichere Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln.“

Jakob und Wilhelm, einer wie der andere, hatten dasselbe Studium ergriffen, durch nichts zu ihm hingezogen, als weil der Vater schon, der ja selbst Jurist war, es so gemeint und angeordnet hatte, oder weil für die verwitwete Mutter auf dieser Laufbahn ihrer ältesten Söhne am schnellsten eine Stütze hervorgehen sollte. Indes keinem von beiden, die mit Ernst

und Eifer studierten, hat die erworbene Rechtskenntnis später zu irgend einer Stellung im Lande verholfen. Der Gewinn des mühsam Erlernten schwand dahin, für Wilhelm sogar spurlos; Jakob dagegen hat sich in der Folgezeit noch mit dem altdeutschen Recht befaßt. Das römische Recht hätte ihn wohl länger angezogen, wenn nicht eine innere Stimme ihn immer mächtiger an seinen wahren Beruf, die Erschließung des deutschen Altertums, gemahnt und wenn nicht zugleich der Drang äußerer Ereignisse ihn von diesem Studium abgelenkt hätte. Es waren die qualvollsten härtesten Tage seines ganzen Lebens, daß er mit ansehen mußte, wie im Jahre 1806 die Franzosen in sein Vaterland einzogen und die mutigen Hessen das Gewehr, dessen rechter Gebrauch ihnen unvergönnt war, nieder auf die Pflastersteine warfen. Damals wurde alles römische und deutsche Recht aufgehoben und der code Napoléon als Gesetz eingeführt; wie hätte das nicht schon allein Jakob die Rechtsstudien verleiden sollen?

Zunächst aber gab er sich denselben, wie schon bemerkt, mit eisernem Fleiße hin und wurde dabei von dem jugendlichen, nur etwas über fünf Jahre älteren, allein bereits gefeierten Rechtslehrer von Savigny, dem spätern Begründer der historischen Schule in der Jurisprudenz († 1861), aufs gewaltigste ergriffen, so daß derselbe auf sein ganzes Leben und Studieren den nachhaltigsten Einfluß gewann. Auch auf Wilhelm Grimm machte der jugendliche Professor einen tiefen Eindruck. „Ich glaube", sagt Wilhelm in seiner Autobiographie, „es war die Freiheit und Lebendigkeit, zugleich das Ruhige und Gemessene in seinem Vortrag, was so sehr anzog und festhielt. Rhetorische Gaben können für eine Zeit lang blenden, aber sie fesseln nicht. Er sprach frei und blickte nur von Zeit zu Zeit auf ein einzelnes beschriebenes Blatt, und es war bei vollkommener Klarheit und dem Ausdrucke innerer Überzeugung eine

gewisse Zurückhaltung und Mäßigung in seiner Darstellung, deren Wirkung kein rednerischer Überfluß würde erreicht haben. Seine ganze äußere Erscheinung war diesem Eindrucke völlig angemessen. —" „Groß war er gewachsen", lesen wir bei Jakob, „damals noch schlank, trug grauen Oberrock, braune blaustreifige Seidenweste, sein dunkles Haar hing ihm schlicht herunter."

Bald traten beide Brüder mit ihm in ein freundschaftliches Verhältnis, und Jakobs Herz sehnte sich schon damals, was er einmal Gutes und Taugliches hervorzubringen im stande sein werde, ihm und keinem anderen öffentlich zuzuschreiben, in dessen Lehre er, nach seinen eigenen Worten, ahnen und begreifen lernte, was es heiße, etwas studieren zu wollen, sei es die Rechtswissenschaft oder eine andere. Den ersten Band seiner deutschen Grammatik, dieses staunenswerten Riesenwerkes, hat dann in der That Jakob Grimm jenem gewidmet, als dessen Schüler er sich stets bekannte, wie auch in der Folge der Schüler dem Lehrer in fast allem unähnlich wurde und auf Pfaden ging, die jener Meister nie betreten. Und doch fand er auch, als er diese Pfade einzuschlagen den fast noch unbewußten Trieb hegte, die erste ernstere Anregung, wenn nicht durch Savigny, so doch bei demselben. Das geschah an einem Sommertage des Jahres 1803, und Jakob Grimm erzählt davon, als er fast ein halbes Jahrhundert später Savigny zu seinem fünfzigjährigen Doktorjubiläum in seiner Schrift, das Wort des Besitzes, beglückwünscht, in so liebenswürdiger Art, daß wir hier die ganze Stelle ausheben wollen: „Zu Marburg muß man seine Beine rühren", lautet die betreffende Stelle, „und treppauf, treppab steigen. Aus einem kleinen Hause der Barfüßerstraße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelstieg eines alten Turmes der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem sich's über die Dächer und Blütenbäume sehnsüchtig über

die Weite schaut; da war gut auf- und abwandeln. Dann stieg man von der Mauerwand wieder in einer höher liegenden Gasse vorwärts zum Forsthof, wo Professor Weis noch weiter hinauf, wohnte. Zwischen dessen Bereich und dem Hofthor unten, mitten auf der Treppe, klebte wie ein Nest ein Nebenhaus, in dem Sie Ihr heiteres, sorgenfreies und der Wissenschaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Bake, öffnete, und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sofa führte. Hell und sonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tännen die Dielen, die Fenster gaben ins Gießener Thal, auf Wiesen, Lahn und Gebirge duftige Aussicht, die sich zauberhafter Wirkung näherte. In den Fensterecken hingen eingerahmte Kupferstiche von J. G. Wille und Brause, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich deren scharfe und zarte Sauberkeit. Doch noch viel größern Reiz für mich hatten die im Zimmer aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schulbüchern und des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte. Man durfte auf die Leiter steigen und näher treten. Da bekamen meine Augen zu schauen, was sie noch nie erblickt hatten. Ich entsinne mich, von der Thür eintretend, an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich ein Quartant, Bodmers Sammlung der Minnelieder (1758 und 1759), den ich ergriff und zum ersten Male aufschlug. Da stand zu lesen: „her Jakob von Warte“ und „her Kristan von Hamle“ mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch. Das erfüllte mich mit eigner Ahnung; wer hätte mir damals gesagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzig Mal von vorn bis hinten durchlesen und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Bret. Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht, es von Ihnen zu entleihen, doch blieb es so fest in meinen

Gedanken, daß ich ein paar Jahre hernach auf der Pariser Bibliothek nicht unterließ, die Handschrift zu fordern, aus welcher es geflossen ist, ihre anmutigen Bilder zu betrachten und mir schon Stellen auszuschreiben. Solche Anblicke hielten die größte Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehen zu lernen.“ —

Jener Sommertag des Jahres 1803, an dem auf diese Weise Jakob Grimm, damals achtzehn Jahre alt, mit der Ahnung erfüllt wurde, daß auf dem Gebiete der altdeutschen Sprache und Dichtkunst, des deutschen Altertums überhaupt, sein Stern aufgehen werde, ist demnach für uns ein äußerst wichtiger; denn welche Fülle der Erkenntnis ist uns dann von ihm über das ureigene Wesen unserer Altvordern geworden. Allein zunächst war es ihm noch nicht vergönnt, umfassendere Studien nach dieser Richtung hin zu machen. Im Jahre 1804 nämlich ging Savigny nach Paris, dort litterarische Schätze auszubeuten, und rief bald, im Januar 1805, Grimm, den er als den wissenschaftlich fähigsten und den liebenswürdigsten seiner Zuhörer angesehen zu haben scheint, zu seiner Unterstützung nach. Nur mit heimlicher Angst freilich gab die Mutter ihren Willen zur Reise, denn Paris schien ihr ganz aus dem Bereich. Und als dann der geliebte Sohn auf dem Wege sich befand, da stand sie wohl jede Nacht auf, um nach dem Wetter zu sehen. — Im Februar 1805 traf Jakob in Paris ein, und mit rühmlichstem Eifer arbeitete er nun über ein halbes Jahr daselbst neben dem größern Meister, der ihn später in seinem berühmten Werke über die Geschichte des römischen Rechtes im Mittelalter Dank und Anerkennung zollte. „Endlich muß“, so spricht sich derselbe 1815 in dem Vorwort seines ersten Bandes aus, „die treue Hilfe dankbar erkannt werden, die dem Verfasser sein Freund Jakob Grimm auf mehreren Bibliotheken, besonders zu Paris, geleistet hat und wodurch vorzüglich den

folgenden Bänden dieses Werkes großer Vorschub geschehen ist. Die Genauigkeit und Sorgfalt, die sich seitdem in den eigenen Arbeiten dieses trefflichen Mannes bewährt hat und die nur aus einem treuen und liebevollen Anteil an dem Gegenstande meiner Arbeit hervorgehen kann, ist damals dem fremden Zweck zu Gute gekommen."

Im Oktober 1805 kehrte er nach Kassel heim, wo er abends mit Wilhelm, den er zu Marburg mitgenommen, gesund und vergnügt bei der Mutter ankam. —

Bald nach seiner Rückkehr erhielt er das Amt eines Sekretärs beim kurfürstlichen Kriegskollegium in Kassel (ohngefähr Januar 1806). Der Gehalt, 100 Thaler betragend, war gering; Uniform mit dem von Serenissimus befohlenen Zopf und Degen konnte ihn dafür nicht entschädigen. „Die viele und geistlose Arbeit" — klagt er bitter — „wollte mir wenig schmecken, wenn ich sie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete. Dennoch war ich zufrieden und suchte alle meine Muße dem Studium der Litteratur und Dichtkunst des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Ansicht einiger Handschriften, sowie durch den Ankauf seltener Bücher angefacht war." — Ein Jahr darauf wurde das westfälische Königreich begründet und Kassel zur Hauptstadt desselben erhoben. Da kam zu dem schweren Druck der trostlosen vaterländischen Zustände bei Jakob noch der äußerer Verhältnisse. Seine Stellung hatte aufgehört, und ehe ihm eine neue wurde, befand er sich und seine ganze Familie in drückender Lage. Noch war diese nicht gehoben, als am 27. Mai 1808 seine von ihm und allen seinen Geschwistern zärtlich geliebte Mutter, erst zweiundfünfzig Jahre alt, ihr Auge für immer schloß. Auf ihrem Totenbette phantasierte dieselbe und träumte in ihrer Sterbenacht, daß die Franzosen verlören und die Hessen siegreich auf einer Wolke himmelan stiegen. Sie

sprach alles laut aus. — Hätte sie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde sie sich der plötzlich verbesserten Lage ihres Jakob und somit all ihrer Kinder erfreut haben. — „Ja, eine Frau, wie die Frau Amtmann Grimm, die giebt es nicht mehr", — konnte man noch vor etlichen dreißig Jahren von alten Leuten in Steinau und in Kassel hören. Wilhelm Grimm aber träumte noch nach vielen Jahren von ihr; sie saß dann, wie in den letzten Zeiten ihres Lebens auf einem kleinen Teppich vor ihrem Arbeitstischchen, reichte ihm die sanfte Hand und fragte, warum er so lange nicht bei ihr gewesen sei. —

Auf die Empfehlung des berühmten Geschichtsschreibers und damaligen westfälischen Ministers Johannes von Müller († 1809) hin hatte König Jerome Jakob Grimm zum Bibliothekar seiner Privatbibliothek auf Wilhelms-, oder wie es damals hieß, Napoleonshöhe ernannt. Er bezog als solcher ein ziemlich ansehnliches Gehalt, das, als er dann auch zum Auditeur beim Staatsrat, dem er in prächtig gestickter Uniform beisitzen mußte, erhoben wurde, sich bis auf tausend Thaler belief. Jetzt schwanden alle Nahrungssorgen; dabei war seine Stelle eine durchaus angenehme; der König zeigte sich ihm immer freundlich, und die Zeit gehörte ihm und seinen Arbeiten beinahe ganz, so daß er sich fortan mehr und mehr in die germanische Vorzeit vertiefen konnte. Mit innerer Freude trank er an dem stillen Brunnen des deutschen Mittelalters, suchte einzudringen in die rauhen Wälder unserer Vorfahren, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend. So, tief versenkt in die Herrlichkeit lang verrauschter Jahrhunderte, vergaß er, daß die Gegenwart schwer auf dem Vaterlande lastete und tröstete sich, daß die deutsche Nation auch diese harten Prüfungen überwinden werde.

Fünf Jahre dauerte für ihn dieses Stillleben. Da riß ihn, nachdem er noch im Sommer 1811 in Dresden gewesen war, um die dortigen Manuskripte zu untersuchen, im Herbst

des großen Jahres 1813 der Sturz des westfälischen Königreichs aus demselben heraus. „Die Wiederherstellung von Hessen ist von uns mit der reinsten Freude gefeiert worden“, erzählt Bruder Wilhelm Grimm in seiner autobiographischen Skizze, „und ich habe niemals etwas Bewegenderes und Ergreifenderes gesehen, als den feierlichen Einzug der fürstlichen Familie. Das Volk zog die Wagen nicht mit einem tobenden, für den Augenblick erregten Eifer, sondern wie jemand, der ein langentbehrtes, von Gott wiedergewährtes Gut in die Heimat zurückführt. Mir schien in diesem Augenblicke, als könne keine Hoffnung auf die Zukunft unerfüllt bleiben.“ —

Die damaligen Ereignisse hatten auch auf die Familie Einfluß. Zwei Brüder kamen nach langer Abwesenheit aus der Ferne zurück, um den Feldzug mitzumachen. Ferdinand, welcher Maler geworden, trat als Offizier in ein Regiment ein, und die Besorgnis, daß schon eine kleine Verwundung ihn für seinen Beruf unfähig machen könnte, kam ihm doch kleinlich vor. Wilhelm, der in den letzten Jahren in Halle bei Reil Heilung seiner Krankheit (April bis September 1809) gesucht und gefunden hatte, dann nach Berlin und Weimar gereist war, heimgekehrt nach Kassel, sich aber hauptsächlich den Haus- und Kindermärchen gewidmet hatte, — blieb mit der Schwester allein zurück, Jakob aber ging bald zu der Gesandtschaft ins Hauptquartier ab. Im Dezember nämlich desselben Jahres wurde er von dem wieder heimgekehrten Kurfürsten dem hessischen Gesandten im Hauptquartier der verbündeten Monarchen, dem Grafen Keller, als Legationssekretär beigegeben und folgte diesem bald auf der Heerfahrt nach Frankreich. Aber schon am 25. Januar 1814 schrieb er in seinen Aufzeichnungen nieder: „Ich bin heute besonders leidermütig und sehe klar, daß ich nicht wohlgethan, mitzugehen. Dies Leben paßt mir auch gar nicht. Aus meinen Arbeiten ganz verstört, ohne freundlichen

Zuspruch, ja Ausspruch; Zeitversplitterung, die ich nicht abwenden kann; alberne Verrichtungen, beständiges Aus- und Einpacken, das immer unordentlicher geschehen wird, je mehr ich's thun muß; allerhand Unbequemlichkeit sonst; seitdem ich weg bin, kein Wort von Haus, Geldausgaben und keine Aussicht zu sparen; und keine bestimmte, wann dies alles aufhören wird. Nicht recht gesund, und der Meinung, daß ich nicht lange lebe und in der übrigen Zeit, etwas Besseres thun könne." — Im April des Jahres 1814 zog er zum zweitenmale in Paris ein. Hier nahm er die Bücher, die Jerome bei seiner Flucht aus Kassel hatte einpacken und mit nach Paris bringen lassen, im Auftrage des Kurfürsten zurück. Auch arbeitete er in seinem eigenen Interesse auf der Bibliothek und handelte so nach den Worten Wilhelms, der ihm schon im Jahre 1805 mit Erfolg nach Paris geschrieben hatte, er solle doch daselbst nach alten deutschen Gedichten in den Manuskripten suchen. —

Im Laufe des Sommers traf er in der Heimat wieder ein, um jedoch bald mit seinem Gesandten und dem Geheimen Rat von Lepel nach Wien zum Kongreß (Oktober 1814 bis Juni 1815) entsendet zu werden. Mit den sichersten Hoffnungen für eine den Wünschen der Nation entsprechende Neugestaltung unseres deutschen Vaterlandes eilte er hierher und konnte jedem gram werden, wie uns Varnhagen von Ense sagt, der ihm an die Stelle seiner nur glücklichen Aussichten ein anderes düsteres Bild unterschieben wollte. Grimm ahnte damals nicht, daß er fast ein Vierteljahrhundert später noch die Mangelhaftigkeit deutscher Zustände an seinem eigenen Geschicke erproben sollte. In seinen Tagebüchern klagt er über die Zeitvergeudung dieser Monate und brauchte seine Muße wenigstens dazu, auf den Bibliotheken sich forschend zu beschäftigen, eine Görres († 1848 zu München) gewidmete Sammlung spanischer Romanzen herauszugeben, auch Slavisch zu

lernen. Später übersetzte er daraufhin ein in dem Goetheschen Blatt „Kunst und Altertum" abgedrucktes serbisches Gedicht und verdeutschte 1821 die serbische Grammatik von Wuk Stephanowitzsch.

Da wandte sich in den Apriltagen Wilhelm plötzlich an seinen Bruder. „Ach Gott, liebster Jakob, in welcher Herzenstraurigkeit schreibe ich Dir! Heute Morgen nach neun Uhr, um dreiviertel auf zehn, hat der liebe Gott unsere liebste, beste Tante (dieselbe, die so warm für beide Brüder gesorgt hatte) zu sich genommen. Drei Tage hat sie zu Bett gelegen an einem ganz unbedeutenden Katarrhfieber, noch gestern Abend sprach sie so gut mit mir, und gestern Morgen schien sie aufstehen zu können; auch die Nacht über ist sie wohl gewesen und ließ uns heute Morgen um acht Uhr auch sagen, es gehe gut, um sieben ist sie noch aufgewesen, aber nach acht Uhr ist ein Stickfluß gekommen und hat sie gleich gelegen und nicht mehr gehört. Eben in dem Augenblick war sie gestorben, wie ich kam; sie war noch ganz warm und hatte die Hände auf der Decke liegen, aber das Gesicht war schon leichenblaß. Heute Abend wird sie zu uns gebracht und aus unserm Haus begraben; es ist so viel schöner. Gestern Abend war sie noch vergnügt über uns und freute sich, daß es uns im ganzen doch wohl gehe und sie nur Gutes von uns höre, Gott sei immer bei uns gewesen." — Jakob aber antwortete: „Liebster Wilhelm! Gestern Abend nach sieben Uhr, als ich aus der Stadt kam, fand ich zu Haus Deine Trauerbotschaft von dem Tode der liebsten Tante. Die weite Entfernung, und daß ich so lange über alles Erwarten hier bleiben mußte, denn sonst hätte ich sie noch gesehen, der Gedanke, daß seit ihrer Rückkunft nach Kassel ich unter uns eigentlich am wenigsten um sie gewesen, selbst daß ich ihr zu ihrem neulichen letzten Geburtstage, wie sonst immer, nicht ausdrücklich geschrieben, alles das macht mich noch betrübter.

Auf der andern Seite sind mir in der Fremde, unter den andern Menschen, Zerstreuungen und Arbeiten manche traurige Bilder und Vorstellungen nicht so frisch als Euch; allein gerade das wird mich desto mehr ängstigen, sobald ich zu mir allein komme, und mancher Trost, den Ihr habt, wird mir auch fehlen. Ich sehne mich recht nach Deinen nächsten Briefen, Du wirst mir noch vielerlei schreiben, wie sie zuletzt gewesen. Sie war so gut und bestand bloß in der Liebe zu uns. Sie ist doch der seligen Mutter zur Rechten gelegt worden? So muß es sein. Der Raum zur linken Seite neben dem Herzen wird, so es Gott will, einem von uns Geschwistern aufgehoben sein. Wir sterben immer mehr zusammen und haben gar keine Verwandten mehr; in wie wenig Jahren können wir alle mit unserer Liebe in ein Häufchen Erde zusammensinken. Ich bin jetzo so hauptsächlich an Dich gebunden, daß ich nicht aus noch ein wüßte, wenn Du mir mangeltest. Der Himmel will uns aber vielleicht noch eine Zeitlang zusammen fristen. Ich fühle wohl, daß ich seit einigen Jahren viel nachdenklicher und schwermütiger geworden bin, und diese unordentliche, verlassene, mir auf alle Weise verleidete Lebensart würde mich am Ende aufreiben und zu Grunde richten, wenn sie noch lange anhielte. Ich bin also fest willens, mich daraus zu reißen und Gott zu vertrauen, daß er weiterhelfe. Welch ein rein wohlthätiges Leben hat die selige Tante von Anfang bis zu Ende geführt und behauptet, ich glaube, es ist ihr niemand jemals bös gewesen, sondern jeder hat sie lieb gehabt." —

Im Jahre 1815 nach der zweiten Einnahme von Paris finden wir Jakob noch einmal daselbst, „an dem verwünschten Orte", jetzt im Auftrage der preußischen Regierung, um die aus preußischen Bibliotheken durch Napoleon entführten Handschriften zu ermitteln und zurückzuverlangen; ein Geschäft, das ihm in Paris manche Unannehmlichkeit bereitete, von seiten

des preußischen Kanzlers von Hardenberg aber ein anerkennendes Dankschreiben brachte. — „Wie jubelte J. Grimm, als er sich eines Morgens auf die eherne Quadriga (des Brandenburger Thors) setzte und dort sein Frühstück verzehrte. Auch der Degen Friedrichs des Großen fand sich wieder, und Grimm entdeckte mit dem Spürsinn des Sammlers noch einige Schätze der Kasseler Bibliothek.“

Fortan jedoch gab Jakob die diplomatische Laufbahn auf, zu der er so wenig Neigung hegte, und erhielt die Stellung eines zweiten Bibliothekars an der kurfürstlichen Bibliothek zu Kassel (1816—1829) mit einem Gehalt von 600 Thalern, eine Stellung, die ihn wieder mit seinem Bruder zusammenführte, der als Sekretär hier Beschäftigung gefunden hatte. Jetzt begannen für ihn die glücklichsten Jahre seines Lebens „eine selige Zeit“, und sein Herz ergrünte, er wendete das Wort eines altdeutschen Sängers auf sich an, in solcher Ruhe wie auf einer Aue. Eine stille Arbeit, die sich jahrelang nur selbst genügen konnte, ließ sein Wissen unablässig gedeihen, bis sich endlich bei ihm auch das Verlangen regte, von den Ergebnissen seiner Forschungen etwas Größeres als Abhandlungen in Journalen z. B. über das Nibelungenlied (1807), vorzutragen und mitzuteilen.

Sein Name hatte ja bereits durch die mit Wilhelm gemeinsam herausgegebenen Werke einen guten Klang. Auch war er schon im Jahre 1811, zugleich mit seinem Bruder, der die alt-dänischen Kämpevisen (Heldenlieder) übersetzte, mit einem selbständigen, allein von ihm herrührenden Werke aufgetreten, das deutliche Gunst erlangt hatte, freilich auch viel Widerspruch fand. Es war sein, seinen beiden Brüdern Wilhelm und Ferdinand gewidmeter altdeutscher Meistergesang, in dem er in polemischer Weise gegen Docen († 1828 als Kustos der Bibliothek zu München) darzuthun suchte, daß Minnegesang und

Meistergesang eine Pflanze sei, die erst süß war, dann im Alter herb und die verholzen mußte, und daß beide sich nur durch das Herabsinken einer Kraft in Unkraft unterschieden, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, immer aber noch bedeutende Ähnlichkeit zurücklassen — eine Ansicht, die Grimm auch in späterer Zeit nie aufgegeben hat. Das Kleeblatt auf dem Titel des Buches, mit der Inschrift: „Prüfe uns die Blumen und den Klee —“ aus einem der Minnesänger, soll die Identität des Minne- und Meistergesanges in einem Gleichnisse fassen. „Die Blumen spielen in unendlicher Mannigfaltigkeit, die einfache Form des Klees ist immer dieselbe. Zu den einfachen, fröhlichen, liebenden, sehnenden, ernsten und scheltenden Liedern tritt überall die stete Regel des Meistergesanges hinzu. Auch symbolisiert das Trifolium trefflich die dreigliederige Struktur, indem aus zwei gleichgesetzten Blättern ein neues drittes hervorsteigt, von ihnen getragen wird und sie schließt; wie denn ferner der Klee nicht bloß die Liebesblume ist, sondern auch, wenn man der spätern Entwickelung des Meistergesanges gedenken will, bekanntlich (im Kartenspiel) den grünenden Bürgerstand repräsentiert.“ — Die Dreiteilung der lyrischen Strophe, Stollen und Abgesang, wurde ja hier schon nachgewiesen. Auch deutet er bereits hier bestimmt den Unterschied zwischen Volks- und Kunstpoesie an und giebt seine herrliche Definition von Poesie überhaupt: sie ist nichts anderes als das Leben selbst, gefaßt in Reinheit und gehalten im Zauber der Sprache. — Die tiefsinnige Unschuld der Volkspoesie ist aber mit der großen indischen Sage vom göttlichen Kinde Krischna vergleichbar, dem die irdische Mutter von ungefähr den Mund öffnet und inwendig in seinem Leibe den unermeßlichen Glanz des Himmels samt der ganzen Welt erblickt; das Kind aber spielt ruhig fort und scheint nichts davon zu wissen.“ —

Nachdem nun aber die großen Dichter Schiller und Goethe vor dem ganzen Volke mit immer steigendem Erfolge, was deutsche Sprachgewalt sei und meine, bewährt hatten und durch feindliche Unterjochung in den wehevollen Anfängen dieses Jahrhunderts eingeprägt worden, an diesem Kleinod unserer Sprache stolzer festzuhalten, wurde eine deutsche Sprachwissenschaft, die ihre Aufgabe tiefer faßte als bisher, mehr und mehr ein Bedürfnis der Nation. Da that Jakob Grimm zu rechter Zeit den glücklichen Griff einer deutschen Grammatik, die als eine Notwendigkeit erschien, woran die noch durchaus dilettantischen Studien der altdeutschen Sprache Halt und Festigkeit gewinnen sollten. Nach mehrjährigem stillen Arbeiten legte er im Jahre 1819 — 34 Jahre alt — den ersten Band derselben dem deutschen Volke vor und begann damit jenen einem gotischen Dom vergleichbaren Wunderbau, dem er bis 1837 noch drei andere Bände hinzufügte.

Nicht mehr in Kassel aber sollte Jakob Grimm seine Grammatik vollenden. Eine offenbare Ungerechtigkeit, die er daselbst erfahren, hatte ihn und seinen Bruder aus seiner lieben Heimat weggetrieben. Im Jahre 1829 nämlich war der Bibliothekar Völkel, unter dem er stand, gestorben, und er glaubte, mit gutem Rechte dessen Stellung beanspruchen zu dürfen. Allein nicht er erhielt dieselbe, sondern der für die hessische Landesgeschichte verdiente von Rommel, während Jakob Grimm nach dreiundzwanzig Dienstjahren sich mit einer Zulage von 100 Thalern begnügen sollte. Ebenso sein Bruder Wilhelm. Sein Entschluß wegzugehen, war sofort gefaßt, wenn es ihm auch hart und schmerzlich schien, die gewohnte Heimat zu verlassen. Im Jahre 1816 noch hatte er ohne alles Besinnen einen ehrenvollen Ruf nach der neubegründeten Universität Bonn ausgeschlagen, trotz des geringen Einkommens, das ihm sein Kasseler Amt gewährte. Der Punkt konnte ihn aber, wie er bei dieser Gelegenheit an

seinen Freund Savigny (seit 1810 in Berlin) schreibt, wenig bestimmen: „An Geld ist mir bei gern eingeschränkten Bedürfnissen eigentlich wenig gelegen, und ich sehe voraus und vertraue, daß ich doch mein Lebtag ehrlich ausreichen werde.“ — Jetzt jedoch nahm er einen solchen Ruf nach Göttingen an, wohin ihm auch Wilhelm folgte. Dieser erhielt eine zweite Stelle an der Universitätsbibliothek daselbst; Jakob wurde erster Bibliothekar und zugleich ordentlicher Professor. Beide bezogen gemeinschaftlich 1500 Thaler Gehalt. Am Ende des Jahres 1829, also zehn Jahre nach dem Erscheinen des ersten, drei Jahre nach dem des zweiten Bandes der Grammatik, während der dritte und vierte (1831, 1832) in Göttingen entstanden — siedelten beide aus ihrem Hessenlande über. — 1835 erhob das hannöversche Ministerium auch Wilhelm zum ordentlichen Professor der philosophischen Fakultät.

Drittes Kapitel.

Die deutsche Grammatik.

An die Textkritik Homers sind etwa 250 Jahre vor Christi Geburt in Alexandrien die ersten grammatischen Studien angeknüpft worden; in diesem Zusammenhange ist ein System der Redeteile, der Deklinationen und Konjugationen entstanden, für dessen innere Berechtigung es übrigens spricht, daß die indischen Sanskritgrammatiker auf ihrem eigenen Wege bei Erklärung der Vedas, der alten heiligen Bücher der Indier, auf ganz ähnliche Resultate gekommen sind. — Fortgesetzt wurden die grammatischen Bestrebungen, als die Römer auf den Gedanken kamen, Griechisch zu lernen, als in der Mitte des zweiten Jahrhunderts

Krates aus Pergamus und der Akademiker Karneades aus Athen, durch Gesandtschaften nach Rom geführt, ebendaselbst Vorträge über Grammatik und Rhetorik hielten.

Dionysius Thrax in Alexandrien, ein Schüler des Aristarch, schrieb die erste griechische Grammatik. Auch die römische, lateinische Grammatik erhielt jetzt ihre Gestaltung. Alle die modernen Sprachen aber haben die ihrige nach der alten gerichtet, und so ist bis in die neueste Zeit der Zustand derselben wesentlich ein gleicher geblieben wie in der alexandrinischen Schule, auf der einen Seite ein abstraktes Kategorienschema, ein logisches Fachwerk für die Sprachformen, auf der andern tote Lautformen, die man in jenem Fachwerk einzeichnete. So wenigstens wurde die Formenlehre behandelt, und wie groß auch der Gewinn für die Syntax war, welchen die Grammatik davontrug, sie blieb ohne einen solchen.

Man trat der Sprache vielfach gesetzgeberisch entgegen und vergaß, daß kein Mensch, selbst nicht gekrönte Häupter, legislatorisch in Bezug auf die Sprache sein können. Als der Kaiser Tiberius einst einen Sprachfehler gemacht hatte und deshalb von Marcellus getadelt wurde, so bemerkte ein anderer Grammatiker, alles, was der Kaiser sagte, sei gutes Latein, oder wenn es noch nicht wäre, so würde es doch bald werden. Marcellus aber entgegnete: Kapito ist ein Lügner; denn du kannst, o Cäsar, das römische Bürgerrecht wohl Menschen, nicht aber Worten erteilen." — Und als Kaiser Sigismund das Konzil zu Konstanz in lateinischer Rede eröffnete, sagte er: Videte, patres, ut eradicetis schismam Hussitarum — ein rücksichtsloser Mönch rief laut: Serenissime Rex, schisma est generis neutrius — der Kaiser erwiderte ruhig: „Woher weißt du das?" — „Alexander Gallus sagt es." — „Und wer ist Alexander Gallus?" — „Er war ein Mönch", lautete die Antwort. — „Gut", sagte Sigismund, „und ich bin der Kaiser

von Rom, und mein Wort wird ebensogut sein, als das irgend eines Mönches." — Ohne Zweifel hatte Sigismund die Lacher auf seiner Seite, aber trotzdem blieb schisma generis neutrius, und selbst ein Kaiser konnte dies nicht ändern. — Friedrich der Große aber machte den Vorschlag, jedem deutschen Infinitiv einen Vokal anzuhängen, um die Rauheit der deutschen Endung zu mildern. Dieses Deutsch würde die seltsamste Wirkung hervorgebracht haben. Aber kein Monarch der Erde, wie schon gesagt, ist mächtig genug, etwas in seiner Landessprache zu ändern.

Die Sprache in gesetzgeberischer Weise meistern zu wollen, davon ist man in neuester Zeit glücklich abgekommen. Das Wesen der Sprache durch Vergleichung zu erklären, sich in die Geheimnisse derselben zu vertiefen, sie ihr abzulauschen und zuletzt auf ihren Ursprung zu gelangen, ist jetzt die Aufgabe der Grammatik, das heißt der Formlehre, eine Behandlungsweise, bei welcher die Syntax freilich nur wenig oder nichts gewinnt. Im Gegensatz zum bisherigen gelehrten Betrieb der Philologie, welche die Sprache nur als Mittel zum Zweck d. h. zum Verständnis der litterarischen Erzeugnisse behandelte, entstand durch die Bekanntschaft einer der reinsten und ehrwürdigsten Sprachen der ganzen Welt, des Sanskrit, das man früher gar nicht gekannt hatte, erst seit unserem Jahrhundert ein vergleichendes Sprachstudium, die Linguistik, welche sich ihre Regeln aus dem Nebeneinanderhalten des zwar Verschiedenen, jedoch Verwandten und sich Berührenden bildete. Die Einteilung in Nomina, Verba und Partikeln war bloß ein künstliches, über den lebendigen Körper der Sprache geworfenes Netzwerk, die Sprachvergleichung schnitt ein in den Leib der Sprache und machte dessen Knochen und Sehnen zum Gegenstand ernster Betrachtung. Solcher Betrachtung kommt es demnach auf die Laute, auf die konkrete Seite der Sprache an.

In diesem Sinne ist die Erforschung derselben eine Naturwissenschaft; sie gleicht der vergleichenden Anatomie und der chemischen Analyse; sie zerlegt die Worte, bis in dem Schmelztiegel zuletzt nur noch die Wurzeln übrig bleiben. Oder man legte die Worte unter das Mikroskop und erkannte darunter die radikalen und formalen Verhältnisse derselben. Wir erfahren auf diese Weise, daß die jetzt sogenannten grammatischen Formen ursprünglich für sich bestehende Wörter mit eigener Bedeutung waren, sich nach und nach an ihrem Lautbestand abschwächten und nur noch die Beziehung der einzelnen Wörter zu einander ausdrückten. Man erkannte die verschiedenen Sprachen in ihrer Verwandtschaft, und in denen, die man als indogermanische zusammenfaßte, Töchter und Enkelinnen einer alten Mutter, die zwar selbst untergegangen ist, aber in ihren Nachkommen fortlebt, und deren Züge man noch deutlich in ihnen erkennen kann.

Dieses Studium beginnt mit der Begründung der asiatischen Gesellschaft zu Kalkutta im Jahre 1784, ist weitergeführt worden durch Männer wie die Gebrüder Schlegel, Humboldt, Bopp und vor allem auch der in England wirkende Max Müller. Auf die deutsche Grammatik hat diese Betrachtungsweise nun kein anderer angewandt als eben unser Jakob Grimm, und das Werk, in welchem er das Erforschte uns darlegt, ist seine deutsche Grammatik. „Wenn man an den Verfasser denkt“, rufen wir mit Benecke, der selbst gelehrter Forscher auf deutschem Sprachgebiet war, in Anschauung des genialischen Werkes aus — „wenn man an den Verfasser denkt, so weiß man nicht, ob man mehr seinen Scharfsinn oder seinen Fleiß und seine Kenntnisse bewundern soll, und wenn man an den Gegenstand denkt, so wird man von Freude ergriffen, daß eine Sprache in der Welt ist, die für solche Untersuchungen gemacht ist, und daß diese Sprache die unsrige ist.“ — „Als eine der merkwürdigsten Thaten der

gesamten Wissenschaft" ist die Grimmsche Grammatik immer mehr anerkannt worden.

Grimm geht in derselben — der 1. Band erschien 1819 — darauf aus, das unstillstehende, nach Zeit und Raum veränderliche Element, also die geschichtliche Entwickelung unserer Muttersprache zu erschließen, und ist daher gezwungen, alle deutschen Sprachzweige von ältester bis neuester Zeit in den Kreis seiner, einen für die Erkenntnis der Sprachgesetze ganz wunderbar geschärften Sinn verratenden Untersuchungen hereinzuziehen, ja selbst den Blick zu wenden auf die urverwandten Sprachen. Wo hätte er auch die rechte Scheidung gefunden? Das Gotische war als die erste Grundlage, ohne welches das Althochdeutsch unverständlich geblieben, nicht zu umgehen; das Angelsächsische und Altnordische boten anziehende Erläuterungen, und hatte er einmal die ältesten Mundarten dieser Sprachen behandelt, so war keine Ursache, die späteren auszuschließen. Eine eigentümliche Brauchbarkeit für das Ganze hatte eine jede. — So schuf Grimm eine historische und zugleich doch auch eine vergleichende Grammatik. — So hat der einzige Jakob Grimm, wie Heinrich Heine († 1856 zu Paris) einmal den Franzosen zuruft, mehr geleistet als die französische Akademie seit Richelieu. „Seine deutsche Grammatik ist ein kolossales Werk, ein gotischer Dom, worin alle germanischen Völker ihre Stimme erheben wie Riesenchöre, jedes in seinem Dialekte." — Mit ihr beginnt eine neue Periode in der germanischen Philologie.

Jetzt erkannte man, indem man die vollen, von der Zeit unberührt gebliebenen Formen und die gewaltige Regel des Sanskrit studierte, daß eine lange Reihe von Sprachen mit ihm in Wurzeln, Wörtern und Flexionen in unverkennbarer Verwandtschaft stehe, mit ihm auf gleichen Urquell zurückzuführen sei, und so „entwirrte uns die Etymologie die Verflechtung der

menschlichen Sprachen und warf das Licht dahin, wohin uns keine geschriebene Geschichte leiten kann." — Die Sprachen aber, die man nun als zusammengehörend, als Bäche eines Urquells, als Zweige eines Stammes, als Töchter einer verloren gegangenen Muttersprache bezeichnen durfte, die nach den äußersten Grenzen s. g. indogermanischen oder arischen Sprachen, sind in Asien neben dem Sanskrit, der reinsten Gestalt der Sprache, die zugleich mit einem großen Reichtum von litterarischen Denkmälern aus höchstem Altertum ausgerüstet ist — und den indischen Volksmundarten, das Iranische oder Persische mit dem Zend, in Europa das Griechische, das Lateinische mit dem daraus entstandenen Romanischen, des Celtische, das Slavische, das Litauische und endlich das Germanische (germanus = Nachbar oder auch Rufmann, d. h. ein mit Schlachtruf in den Kampf Ziehender).

Dieses zerfällt wieder in das Gotische, das Ulfilas vom Fuße des Hämus im vierten Jahrhundert auf ewige Zeiten erschallen ließ und ohne welches es in der Geschichte deutscher Sprache nur gedämmert, nie getagt hätte — die formenreichste germanische Sprache; sie hat noch ein Medium, eine Perfektreduplikation, einen Instrumentalis u. s. w. — das Nordische oder Skandinavische und das eigentlich Deutsche (ahd. diutisk aus diot = volkstümlich, verständlich in Bezug auf die Sprache). Letzteres spaltet sich in das Niederdeutsche, zu dem auch das Angelsächsische, aus dem durch Zusatz eines romanischen Elements dann das Englische wird, und das Holländische gehört — und in das Ober- oder Hochdeutsch, das wieder drei, von Grimm in seiner Grammatik nebeneinander behandelten Niedersetzungen durchlaufen hat, das Althochdeutsche vom 7. bis 11. Jahrhundert, d. h. so lange die Abschwächung der Vokale, die auf die Stammsilbe der Worte folgen, in ein ununterschiedenes e noch nicht zur Regel geworden ist — das Mittelhoch-

deutsche, dessen Blüte von 1150—1250 fällt und das in Bezug auf die Vokale der Stammsilben wesentlich dem Althochdeutschen gleicht, aber nicht in den Endungen mehr, — und das Neuhochdeutsche, das die Endsilben noch mehr verflüchtigt und wo der Wortton die Silbe lang macht, das im Ausgang des 15. Jahrhunderts schon fertig, durch Luthers Bibelübersetzung allgemein herrschende Schriftsprache wurde, während im Althochdeutschen das Fränkische, im Mittelhochdeutschen das Schwäbische (Höfische), nur die Oberhand hatten. — Man darf dieses „als den protestantischen Dialekt bezeichnen", dessen freiheitatmende Natur längst schon, ihnen unbewußt, Dichter und Schriftsteller des katholischen Glaubens überwältigte." — Merkwürdig, daß wie mit einer Bibelübersetzung die Geschichte unserer Sprache beginnt, auch die neueste Entwickelungsstufe derselben durch eine solche eingeführt wird. So ist auch in dieser Richtung die Wirkung des Christentums wunderbar gewesen, und wie es die Vergleichung der Sprachen aller Weltteile erst möglich gemacht hat, so ist es auch speziell für das Germanische von höchster Bedeutung.

Dabei wies Grimm noch im besondern nach, daß sich jede Geschichte einer Sprache in zwei Dingen zeige, in dem Verfall des lautlichen, gleichsam körperlichen Bestandes, also in einer fortschreitenden Verkümmerung des Lautkörpers — das Streben nach Wohllaut, die Macht des Accents und der alltäglichen Rede schleift die Lautmasse allmählich ab — und in dem Fortschritt gleichsam der seelischen Vollkommenheit, der geistigen Ausbildung und somit der stilistischen Gewandtheit. — Man braucht nur einige althochdeutsche Formen mit neuhochdeutschen zu vergleichen, um wenigstens den ersten sich aus der Sprachgeschichte ergebenden Satz zu verstehen. Wenn wir akalastara mit Elster, heriro mit Herr, mannisko mit Mensch, bindâmus mit wir binden, salpôta mit salbte vergleichen, so erkennen

wir ohne weiteres die Abschwächung der Laute und der Formen.

Das lautliche Verhältnis nun des Deutschen zu den übrigen indogermanischen Sprachen erkannt zu haben, ist eine der zahlreichen unvergänglichen Thaten Grimms. Es gelang ihm, ein wunderbares, in der zweiten Ausgabe des ersten Teils seiner Grammatik 1822 zuerst bekannt gegebenes Gesetz zu finden, welches er mit dem Namen der Lautverschiebung bezeichnete. Die Laute werden bekanntlich in Vokale und Konsonanten eingeteilt; „jene sind flüssiger, diese fester. Man darf die Konsonanten Knochen und Muskeln der Sprache nennen, die Vokale sind, was die festen Teile durchströmt und belebt, Blut und Atem. Konsonanten scheinen gleichsam den Leib, Vokale die Seele herzugeben; auf den Konsonanten beruht die Gestalt, auf den Vokalen die Färbung: ohne sie würde die Sprache des Lichts und Schattens, ohne Konsonanten des Stoffes ermangeln, an den Licht und Schatten sich setzt." — Diese Konsonanten zerfallen wieder nach ihrem Entstehungsort in Lippen- (p. b. f.), Zungen- (t. d. th oder z, ſs.) und Kehllaute (k. g. ch.) oder in labiales, linguales und gutturales. Jede diese Reihe teilt sich aber von neuem in stumme Laute und Halbvokale (semivocales), welch letztere entweder flüssige (liquidae) oder hauchende (spirantes) sind, während erstere wieder entweder harte (tenues) oder weiche (mediae) oder scharfe (aspiratae) genannt werden. Aspiratae giebt es, streng genommen, im Deutschen nicht, doch spricht Grimm ohne weiteres von solchen, indem er f, ß, ch also bezeichnet, und wir folgen ihm auch hierin.

Von diesen Konsonanten stimmen nun in den Wörtern, welche die deutsche Sprache offenkundig gemein hat mit anderen indogermanischen Sprachen, die Halbvokale, also die liquidae und spirantes in allen wesentlichen Verhältnissen überein, während in Bezug auf die mutae im Germanischen eine zweimalige

Verschiebung gegen die verwandten Sprachzweige eingetreten ist, und zwar so, daß das Gotische und mit ihm das Nordische und Niederdeutsche dem Sanskrit, Griechischen, Lateinischen u. s. w. gegenüber um eine Stufe herabweicht, das Althochdeutsche aber dem Gotischen gegenüber dieselbe Erscheinung aufweist, also nochmals eine Stufe abwärts sinkt; ein vierter Standpunkt wäre unmöglich, weil er notwendig wieder auf den ersten zurückkehren müßte. — Wo daher in den verwandten Wörtern im Sanskrit, im Griechischen und Lateinischen u. s. w. eine media steht, verhärtet sich dieselbe im Gotischen zur tenuis; wo dort eine tenuis sich befindet, tritt hier eine aspirata ein, die aspirata dagegen kehrt zur media zurück. Das Althochdeutsch verhält sich aber zum Gotischen gerade wie dieses zu den verschwisterten Sprachen, während das Neuhochdeutsch oft wieder auf den gotischen Lautstand zurückgeht. Wer ahnt ohne weiteres, daß duo und zwei, decem und zehn, hoedus und Geiß, *πολυ* und viel, *θανατος* und Tod, dens und Zahn, turba und Dorf, *κυων* und Hund, calamus und Halm, videre und wissen, ducere und ziehen, cutis und Haut, fagus und Buche, cor und Herz, caput und Haupt, *θυγατηρ* und Tochter u. s. w. dieselben, nur durch die Lautverschiebung unterschiedenen Wörter sind.

Also würde sich im allgemeinen ohne jede Berücksichtigung der zahlreichen Ausnahmen das Schema ergeben:

Verwandte Sprachen.	Gotisch.	Althochdeutsch.
media	tenuis	aspirata
tenuis	aspirata	media
aspirata.	media.	tenuis.

Einige Beispiele mögen das Gesetz erläutern, die lateinische Sprache aber, als die uns geläufigste von den verwandten Sprachen, die Wörter zur Vergleichung bieten. In einzelnen

derselben werden wir die Erscheinung dabei doppelt auftreten sehen:

Latein:	Gotisch:	Althochdeutsch:	
domare	tamjan	zeman	= zähmen
gelidus	kalds	chalt	= kalt
pes, pedis	fotus	vuoz	= Fuß
tres	threis	dri	= drei
frangere	brikan	prechan	= brechen
frater	brôthar	pruodar	= Bruder.

Diese geringe Zahl von Beispielen reicht wohl hin, das „für Geschichte der Sprache und Strenge der Etymologie“ hochwichtige Gesetz der Lautverschiebung anschaulich zu machen, bei dessen Erkenntnis übrigens Jakob Grimm an den nordischen Sprachforscher Rask († 1832 zu Kopenhagen) anknüpfte. Diese Verschiebung zu erklären, ist noch immer nicht vollständig gelungen. „Von der tiefsten, innersten Regsamkeit der deutschen Sprache zeugt aber unsere Lautverschiebung. Während andere Völker bei den Stufen ihrer Konsonanten beharrten, haben wir Deutsche in folgerechter Entfaltung, ohne Verwirrung des Ganzen, den Kreis aller Kombinationen erschöpft. . . . . . Barbarei war es, daß die deutsche Sprache zweimal aus ihrer Fuge geriet, wunderbarer Takt, jedesmal sich wieder in der Bahn Geleise zurückzufinden.“ —

Die Lautlehre war Grimms eigentliche Domäne, und ebenso wie er in Bezug auf die Konsonanten jenes epochemachende Gesetz gefunden, so erschloß er in der Vokalwelt den Umlaut, die Brechung und wies den Ablaut nach. Den Grund des Umlautes, das ist der Verwandlung des a in ä (früher auch bei kurzem a in e), des o in ö, u in ü, au in äu, der übrigens noch nicht im Gotischen sich findet, erkannte er in einem in folgender Silbe liegenden i, das, wenn auch schon

lange in e verwandelt, doch noch wirkt. Dieser Lautwechsel hat dann um sich gegriffen, und auch unorganische, d. h. regellose Bildungen kommen vor. — Nicht bloß in den Flexionen sehen wir ihn, wie aus Vater im Plural Väter (althochdeutsch vatir), aus Bruder Brüder wird und so in vielen Pluralbildungen, sondern auch in zahlreichen Steigerungsformen: alt, älter, ältest, in der starken Konjugation (zweite und dritte Person Sing. Präs. fahre, fährst, fährt) und im Konjunktiv Präteriti (sang, sänge); auch in Stammwörtern und Ableitungsformen: Fürst (Superlativ) aus vuristo, Knabe und Knäblein, That und thätlich. —

Ebenso wies er die Brechung der Vokale i in e, u in o als auf einer, nur im Althochdeutschen noch sichtbaren festen Regel beruhend nach, insofern dieselbe durch die Einwirkung eines folgenden a eintritt, so z. B. in furi = für (Umlaut), aber in fura = vor, in gewitteri und wetar.

Ablaut ist dagegen ein Wechsel des Wurzelvokales zum Behufe der Wort- und Tempusbildung, ist gleichsam ein Farbenspiel, eine Tonleiter desselben, führt uns in die innere Werkstätte unserer Sprache ein und lehrt, den Blick auf tiefere Geheimnisse wenden. Unsere Wortstämme zeigen sich häufig in einem dreifachen Vokalklange: Binde, Band, Bund; Geber, Gabe, Gift. — Dieser Lautwechsel ist indes auch die edelste Regel der deutschen Konjugation, z. B. in fließen, floß, geflossen; singe, sang, gesungen; schreiben, schrieb, geschrieben; fahre, fuhr, gefahren. Die Verba, welche denselben zeigen, nennt Grimm *starke* (ehedem unregelmäßige genannt), jene andern, die durch äußern Zusatz, nicht innerlich, ihre Formen bilden, z. B. lobe, lobte, gelobt (te, t aus der entsprechenden Form von thun), — *schwache* (nicht mehr regelmäßige) Konjugation, eine Bezeichnung, die er auch auf die Deklination ausdehnte. Auch hier scheidet er starke und schwache, und das Kennzeichen

letzterer ist der in allen Kasus, außer dem ursprünglich stets auf einen Vokal endigenden Nominativ Sing., hervortretende Konsonant n. —

Der Ablaut aber und die Lautverschiebung nebst der Allitteration (s. o.) und dem logischen Accent, d. h. der Betonung der Hauptsilbe, sind die vier sprachlichen Erscheinungen, durch welche sich das Deutsche oder bestimmter das Germanische von den andern arischen Sprachen unterscheidet. —

Das Sinnliche, Konkrete in der Sprache vorzüglich ist es, wofür Grimm vor allem einen offenen Sinn, einen wunderbaren Instinkt besitzt. Dies ist erkennbar besonders in der Lehre von dem grammatischen Geschlecht, in dem er mit Wilhelm von Humboldt die Wirksamkeit der Volksphantasie, „des Einbildungsvermögens der Sprache", zu erkennen meint. Das grammatische Genus ist demnach eine, in der Phantasie der menschlichen Sprache entsprungene Ausdehnung des natürlichen auf alle und jede Gegenstände. Durch diese wunderbare Operation haben eine Menge von Ausdrücken, die sonst tote und abgezogene Begriffe enthalten, gleichsam Leben und Empfindung empfangen. Ja den Dichtern unseres Mittelalters genügt es oft nicht, leblosen Gegenständen Geschlecht beizulegen, sie heben es durch die förmliche Anrede Herr und Frau zuweilen noch heraus. Frau Aventiure (Abenteuer), Frau Minne, Frau Welt lesen wir so oft in mittelhochdeutschen Dichtungen. Ist das nicht eigentlich eine Personifikation, so findet sich doch eine solche in jenen Ausdrücken, die sich auf das höchste Wesen, die Götter und göttlich verehrten Elemente und Naturerscheinungen beziehen. Gott und Teufel, Sonne und Mond, Tag und Nacht u. s. w. sind dergleichen Wörter.

Unsere heutigen Dichter pflegen alle Fähigkeiten der menschlichen Seele, alle Tugenden und Laster, alle Künste und Wissenschaften weiblich vorzustellen, und vom Maler und Bild-

hauer werden solche Abstraktionen immer als Frauen entworfen, z. B. die Vernunft, die Phantasie, die Tugend, die Poesie, die Theologie. Selbst wo das grammatische Geschlecht widerstrebt, z. B. der Glaube, das Laster, wird wenigstens der bildende Künstler davon abgehen und denselben ein Frauengewand anlegen.

Grimm konnte es bei seiner Abhandlung über das grammatische Geschlecht nur darauf absehen, die Regeln, nach welchen sich das Genus ganzer Reihen von Wörtern richtet, aufzusuchen, zugleich aber auch die wichtigsten Fälle einzelner Ausnahmen anzuführen. — Die einzige zulässige und fruchtbare Weise, das grammatische Geschlecht vorzutragen, scheint nun diejenige, welche auf die Bedeutung der Wörter Rücksicht nimmt. An die Spitze stellt er wohl den Grundsatz, der aber seiner Allgemeinheit wegen zur Entscheidung einzelner Fälle nur behutsam gebraucht werden kann: Das Maskulinum scheint das Frühere, Größere, Festere, Sprödere, das Thätige, Bewegliche, Zeugende; das Femininum das Spätere, Kleinere, Weichere, Stillere, das Leidende, Empfangende; das Neutrum das Erzeugte, Gewirkte, Stoffartige, Generelle, Unentwickelte, Kollektive. —

So wird an den Säugetiernamen meist das natürliche Geschlecht ausgedrückt, und da, wo es nicht der Fall ist, gilt ein epicönisches (für beide natürliche Geschlechter geltendes) Maskulinum, z. B. der Hase, der Iltis. Unter dem Epicönis für Vögel finden sich schon weit mehr Feminina, offenbar ihrer Kleinheit und Zierlichkeit wegen; denn die großen, die „krallenden, krimmenden“ sind beinahe alle männlich, der Strauß, der Kranich, der Schwan, der Geier, der Falke. Die Singvögel dagegen sind der Regel nach weiblich: Lerche und Drossel, Amsel und Meise. Der Sperling hat männliches Geschlecht — „ich vermute einen mythischen Grund, da dieser vertraut unter den Menschen lebende Vogel von jeher eine Rolle in der Tier-

fabel spielt." — Neutra begegnen wenige in dieser Reihe; denn das Rotkehlchen u. s. w. ergiebt sich aus der Diminution. — Von den Fischen sind die großen meistens männlich, kleinere, wie z. B. Forelle, weiblich. Amphibien, Insekten und Gewürm vermengte das Altertum vielfach. Wurm gilt für den Gattungsnamen aller Reptilien, für Lindwurm nicht minder als für Regenwurm; die Insekten sind ihrer Kleinheit und Schwäche wegen meistens weiblich. —

Bei den Bäumen läßt sich jener im Tierreiche deutliche Grundsatz, daß Größe und Stärke männliches, kleinere Gestalt weibliches Geschlecht bedinge, nicht geltend machen; gerade die höchsten und mächtigsten Bäume werden als weiblich bezeichnet. Vielleicht erklärt sich das daraus, daß man in Volksmythen, wie bei den Römern und Griechen, Zusammenhang derselben mit geisterhaften weiblichen Wesen annahm. Man sagt wohl der Ahorn, aber die Eiche, die Linde, die Buche. — Getreide, Gewächse und Kräuter sind, und zwar die hoch und spitz aufschießenden Sorten (Roggen, Weizen, Hafer, Flachs, Hopfen) männlich, und die ins Breite rankenden (Bohne, Erbse, Nessel) weiblich; wenn aber Moos, Gras, Ried, Rohr, Kraut, Holz als Neutrum erscheinen, so geschieht das wohl, weil diese Gewächse immer in Menge nebeneinander stehen, folglich Kollektivbegriffe sind. — Die Blume wird als Gipfel der Gestaltenentwickelung einer Pflanze angesehen und ist deshalb weiblich, wie die Namen der einzelnen Blumen selbst.

Die Metalle und Erdarten sind als tote, ruhige Stoffe meistens neutral: Gold, Silber, Eisen, Kupfer, Blei, Erz, manche auch Maskulina, wie der Stahl, und äußerst wenige Feminina. — Bei dem fließenden Element sehen wir die allgemeinen Begriffe: Wasser, Meer, Eis, sächlichen Geschlechts, doch mit einzelnen Übergängen in die lebendigere männliche oder weibliche Reihe. Dagegen teilt sich das natürliche Geschlecht in

die Individualität der Begriffe See, Fluß, Welle, Ebbe, Bach, Quelle, Schnee und Hagel in unserer Sprache dergestalt, daß für Flußnamen, besonders bei denen, die mit aha zusammengesetzt sind, z. B. Wisaraha, Fuldaha = Weser, Fulda, das weibliche Genus merklich überwiegt. Die Maskulina der Main und der Rhein, der Lech und der Neckar und die im Westen und Südwesten Deutschlands haben wohl keltischen Ursprung und sind männlichen Geschlechts. Die fremden Flußnamen dieses Geschlechts: Tiberis, Rhodanus wandeln dagegen dasselbe gern ins weibliche: die Tiber, die Rhone. —

Die Luft heißt es im Neuhochdeutschen; im Mittelhochdeutschen, im Parcival und im Nibelungenliede, selbst bei Martin Opitz noch fast immer der Luft. Sturm und Wind, Atem und Geist wird in allen deutschen Zungen durch männliche Substantiva ausgedrückt. Die Seele scheint eine mildere Entfaltung des Geistes; „sie ist den Sprachen ein sanftes, weibliches Wesen (anima, ψυχή)." — Den Himmel dachten sich die Deutschen männlich. Seltsamerweise sagen wir aber die Welt; doch müssen wir uns erinnern, daß das Wort ursprünglich zusammengesetzt ist, mittelhochdeutsch Werlt, althochdeutsch Weralt, also Menschenalter, und daß es somit nur den Zeitbegriff, nicht die räumliche Ausdehnung bezeichnet.

Drei, den Sitz der edelsten Sinne ausdrückende Wörter, Herz, Auge, Ohr, sind Neutra der schwachen Deklination, ein Geschlecht, das die allgemeine Thätigkeit dieser Organe am füglichsten auszudrücken scheint. Die Hand heißt es übereinstimmend mit der lateinischen und griechischen Sprache, als kleines, zierliches, der Fuß als größeres, stärkeres Glied. — Das Werkzeug, welches die Erde durchschneidet und zur Aufnahme des eingeworfenen Samens geschickt macht, war den meisten Völkern des Altertums geheiligt. Unsere Vorfahren scheinen es sich fast als ein belebtes Wesen gedacht zu haben. Hieraus

würde sich auch das männliche Geschlecht erklären. — Bei den Namen von Land, Stadt, Ort sehen wir die drei Geschlechter in der Weise walten, daß allgemeinere Bedeutungen neutral sind (Dorf), bestimmtere männlich (Flecken, Ort, Weiler) oder weiblich (Burg, Stadt). —

Und so geht Grimm in seiner Grammatik alle die sinnlichen Gegenstände, nach gewissen Gruppen geordnet, durch und bespricht das Geschlecht derselben. Wenn aber in Bezug auf konkrete Substantiva mehr die Bedeutung in der sich oft bis zur Personifikation erhebenden menschlichen Phantasie bei dessen Feststellung in Frage kommt, so entscheidet hinsichtlich der abstrakten mehr ihre Bildungs- und Ableitungsform. Bei den unabgeleiteten, die die ältern sind, herrscht das Maskulinum vor, bei den abgeleiteten — das Ableitungsvermögen ist erst ein zweiter Behelf — das Femininum.

In der Etymologie (Wortbildung) suchte Jakob Grimm die einfachen Elemente, die Wurzeln, d. h. diejenigen Teile des Wortes auf, die allen mit demselben verwandten Wörtern zu Grunde liegen. Die Bildung der Worte geschieht entweder durch innere Änderung oder äußere Mehrung. Erstere hebt die Einfachheit des Wortes nicht auf; ein Wort, dem außen etwas hinzuwächst, ist kein einfaches mehr. Dieser Zuwachs, nachdem er aus einer anderen deutlichen Wurzel (z. B. Tagewerk) besteht oder aus bloßen dunkeln Buchstaben (z. B. Vogel) heißt Zusammensetzung oder Ableitung. Jene kann vornen oder hinten an der Wurzel antreten, Ableitungen nur hinten. Innere Wortbildung kann nur auf dem Verhältnis des Lautes (des Präsensvokales) und des Ablautes, auf dem Vokalismus also, beruhen (Lautbildungen z. B. Pfeife, Klinge; Ablautbildungen z. B. Pfiff, Klang).

Jede Wurzel ist einsilbig, besteht aber aus einer Vereinigung von Konsonanten und Vokalen. Bloß aus letzteren

besteht keine, und wo etwa ein langer Vokal das ganze Wort zu machen scheint, ist es aus aufgelösten oder abgefallenen Konsonanten zu erklären; Ei hatte noch im Mittelhochdeutschen Eiges im Genitiv, und aus Ouwe ist erst seit dem sechzehnten Jahrhundert Au geworden. — Konsonantisch muß die Wurzel auslauten, nur scheinbar sind Wörter wie Klee, Schnee, Tau Ausnahmen, da wir noch in den mittelhochdeutschen Genitiven ein w finden, das also ursprünglich jene geschlossen hat. Dabei können die Konsonanten nur innerhalb der verwandten Lautreihen wechseln, so kann aus b f, aus t ß werden; wesentliche Änderung würde die Wurzel zerstören. Der Vokal ist dagegen nicht so gebunden, und Umlaut und anderer unwesentlicher Wechsel kommt nicht in Betracht. —

Die Syntax blieb dagegen Grimm verschlossener als die Formenlehre. Nur der vierte Band (erschien 1837), seinen mitforschenden Freunden, Moritz Haupt († 1874 zu Berlin), Hoffmann von Fallersleben († 1874 zu Korvei), den Professoren Maßmann († 1874 zu Muskau), Schmeller († 1852 zu München) und Wackernagel († 1869 zu Basel) gewidmet, handelt vom einfachen Satze (vom Verbum und vom Nomen in demselben). „Wenn ein Wandersmann“, so sagt er in der Vorrede zu diesem letzten Bande, „über öde Heiden Sonne und Last des Tages getragen hat und in der Dämmerung durch enggewundene Gartenpfade heimzieht, legt er, an ihres Grases Tau den Staub seiner Füße abstreifend, mit schon erfrischten Gliedern und sorgenfreier die letzten Schritte zurück.“ — Leider waren es ja wohl für Grimm die letzten Schritte bei seiner Arbeit an der Grammatik. Sie blieb ein Torso. Wohl schrieb er: „der rückständige Teil ist verwickelter, nicht schwerer; ich hoffe davon nicht so lange abgehalten zu werden. Meine Lust an der Sache hat nicht abgenommen, aber meine Zuversicht. Da ich die ersten Reiser im Walde unserer Sprache zu lesen

und zu flechten begann, war ich des Erfolgs froher und gewisser als jetzt, wo ich ein Schiff halb aufgezimmert habe, dessen Last noch nicht flott werden kann, sondern eine Zeitlang mit Seilen zu Lande sich fortschleppen muß.“ Anstatt des fünften Bandes der Grammatik, der das ganze Werk zum Abschluß bringen sollte, ist uns nur eine Abhandlung, die er im Jahre 1857 in der Akademie zu Berlin las, geblieben „Über einige Fälle der Attraktion.“ —

Als zu Ende der dreißiger Jahre die Dieterichsche Verlagsbuchhandlung ihm es freistellte, das Werk zu vollenden oder eine neue Ausgabe des ersten Bandes erscheinen zu lassen, wählte er ohne Zaudern das letztere. Bereits 1822 war eine zweite Ausgabe desselben erschienen, 1840 kam eine dritte über den Vokalismus. Es hatte ihm kein langes Ansinnen gekostet, den ersten Aufschuß seiner Grammatik mit Stumpf und Stiel niederzumähen; ein zweites Kraut, dichter und feiner, war schnell nachgewachsen. Jetzt nach achtzehn Jahren Brache pflügte er das weite Feld der deutschen Laute und Flexionen von frischem. „Anders sind die Schollen umgerissen, anders die Furchen gekehrt; wo der Ertrag auch doppelt giebt, könnte er sich noch verzehnfachen. Während die einförmige und doch wechselnde, mehr angreifende als abmattende Arbeit langsam über vierzehn Hügel hinzog, deren keiner vorbeigegangen werden durfte, ließ sich schon gewahren, daß meine Schar bald tiefer in den Boden drang, bald von Gestein und Ranken gehemmt wurde.“ —

In zweiter Ausgabe beginnt er auch mit seinen orthographischen Reformen, mit der Beschränkung des großen Anfangsbuchstabens auf den Anfang des Satzes und auf die Eigennamen, und mit der Anwendung der ursprünglichen lateinischen Schrift.

Im Jahre 1870, also sieben Jahre nach dem Hinscheiden des großen Mannes, in den bewegten Tagen der bangen und

doch auch freudigen Erwartungen in Deutschland schrieb Wilhelm Scherer, einer der bedeutendsten Schüler Grimms, der 1860 zum erstenmale vor dem Meister gestanden hatte, die Vorrede zu einer neuen Ausgabe der Grammatik jenes, wovon eben der erste Band erschienen war. 1878 folgte dann der zweite Band. Mehr ist noch nicht fertig geworden. Nur einen Augenblick dachte Scherer daran, das Werk von Grund aus umzuarbeiten und durchweg auf den neuesten Stand der Forschung zu bringen; aber bald kam er zu dem resignierenden Entschluß, dasselbe nur mit den zahlreichen Anmerkungen, die sich auf dem Rand des in acht Bände geteilten Handexemplars von der Hand Grimms eingetragen finden, abdrucken zu lassen. „Und so mag denn von dem Buche in seiner neuen Gestalt neue Anregung ausgehen", so schließt jener sein Vorwort der Ausgabe. „Ich habe sein Wort erst jetzt ganz und vielleicht auch jetzt noch nicht ganz ermessen gelernt, wo ich gezwungen war, es wiederholt Wort für Wort durchzulesen. Das unsterbliche Werk birgt in dem, was es ausspricht, und in dem, worauf es hindeutet, manchen ungehobenen Schatz." —

Wer aber so schön und lobend über unsere Sprache geredet, der darf auch einmal schelten. Und das thut denn Grimm auch recht wacker hauptsächlich in seiner Vorlesung in der Berliner Akademie, die er im Jahre 1847 am 21. Oktober hielt: „über das Pedantische in der deutschen Sprache", eine Vorlesung, die man recht gut als eine Art Ergänzung zu seiner Grammatik betrachten kann. „Ich war von Jugend an", sagt er darin, „auf die Ehre unserer Sprache beflissen, und wie, um mich eines Platonischen Gleichnisses zu bedienen, die Hirten hungerndem Vieh einen grünen Laubzweig vorhalten und es damit leiten, wohin sie wollen, hätte man mich mit einem altdeutschen Buch durch das Land locken können. Als es mir hernach gelang, einige vormals verkannte Tugenden dieser

Sprache, da sie von Natur blöde ist, aufzudecken und ihr den Rang wieder zu sichern, auf welchen sie unter den übrigen von Rechts wegen Anspruch hat, so konnte es nicht fehlen, daß ich auch vielerlei Schaden kennen lernte, an dem sie offen und geheim leidet. . . . . Oft habe ich mir die Frage gestellt, wie ein Volk, das durch sein Auftreten den lebendigen Hauch der fast erstorbenen Freiheit in Europa anfachte, ein Volk, dessen rohe Kraft noch frisch und ungekünstelt war, allmählich den unnatürlichsten und verschrobensten Formen der Rede verfallen konnte? Die Thatsache selbst, wie gleichgültig sie uns heute trifft, ist so ungeheuer und so vielfach mit unserer Lebensart verwachsen, daß die Betrachtung nicht unterlassen mag, darauf zurückzulenken. Unsere Sprache verwischt den von der Natur sebst eingeprägten Unterschied der Person und der Einheit auf thörichte Weise. Den einzelnen, der uns gegenüber steht, reden wir unter die Augen nicht mit dem ihm gebührenden Du an, sondern gebärden uns, als sei er in zwei oder mehr Teile gespalten und müsse mit dem Pronomen der Mehrzahl angesprochen werden. Demgemäß wird nun zwar auch das zu dem Pronomen gehörige Verbum in den Pluralis gesetzt, allein das attributive oder prädizierende Adjektivum im Singularis gelassen (ir ungetriwer hunt! Parz. 693, 22), einem Grundsatz der Grammatik zum Trotz, welcher gleichen Numerus für Subjekt, Prädikat und Verbum erfordert."

Freilich trägt die ganze neuere Welt willig ähnliche Bürde. Wir Deutschen sind aber dabei nicht stehen geblieben, sondern haben den Widersinn dadurch pedantisch gesteigert, daß wir nicht einmal die zweite Person in ihrem Recht, sondern dafür die dritte eintreten lassen, wozu wiederum das begleitende Verbum in die Tertia Pluralis gestellt wird, während das Adjektiv den Singular beibehält. Also statt des ursprünglichen, allein zu rechtfertigenden: du bist gut, verwöhnten wir uns erst: ihr seid gut —

und endlich zu sagen: sie sind gut, gleichsam als sei eine dritte, gar nicht anwesende und nicht die angeredete Person gemeint. Welche Zweideutigkeiten aus dieser Verstellung der Formen allenthalben hervorgehen können, welche Verwirrung des Possessivums verursacht wird, da die Pluralform aller Geschlechter der weiblichen des Singulars begegnet, leuchtet von selbst ein. Nur das habe ich beizufügen, daß die dritte statt der zweiten Person im Pluralis gerade eine beklagenswerte Eigenheit der herrschenden hochdeutschen Mundart ist, indem die übrigen bis auf geringe Anflüge des Verderbnisses wenigstens die zweite Person in ihrem natürlichen Recht ungekränkt lassen.

Ein kleiner oder großer Trost, zugleich die volle Verurteilung des Mißbrauchs, bleibt uns der, daß die alles läuternde und gern lauter in sich aufnehmende Poesie fortwährend den Gebrauch des einfachen, herzlichen du in der Anrede geheiligt, ja verlangt hat, und könnte uns von irgendher eine Rückkehr zu dem Weg der Natur gezeigt werden, so müßte es durch sie geschehen. Auch bedient sich noch heute die zutrauliche, jener falschen Zier müde Rede und sogar die feierliche Anrufung Gottes des edeln du, das der alte Franke ebenso festgemut seinem Könige zurief, wenn er ein: heil wis chuninc! heil dû herro, liobo truhtîn, edil Franko erschallen ließ." —

Und andere pedantische Dinge rügt Jakob Grimm ebensosehr, zumal orthographischer Art; da er jedoch — und wir mit ihm — darauf bei Gelegenheit seines Wörterbuches zurückkommt, so heben wir uns dergleichen auch auf, bis wir an Besprechung jenes herantreten.

Viertes Kapitel.

Die deutschen Rechtsaltertümer.

Bei Gelegenheit einer litterarischen Besprechung über Berthold des Franziskaners († 1272) deutsche Predigten aus der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts — teils vollständig, teils in Auszügen herausgegeben von Christian Friedrich Kling (1824) — kommt Jakob Grimm auf diesen größten Volksprediger, der je in Deutschland aufgetreten ist, und spricht — noch in Kassel — ausführlich (in einer Wiener Zeitschrift auf etwa sechzig Seiten) über ihn, über Bruder Berthold, dessen Wort vor nun sechshundert Jahren wie eine Fackel in Deutschland leuchtete, von dem noch lange die Linden, von welchen er in seiner glühenden Weise geredet hatte, den Namen führten. In Schwaben, Bayern, Thüringen und Österreich, in Mähren und Böhmen mag er gepredigt haben. In Regensburg vielleicht geboren, jedenfalls 1272 dort gestorben, fällt die Zeit seines Ruhmes wohl zwischen 1247 und 1272. Er muß einer der populärsten Männer gewesen sein, die vor ihm und nach ihm in Deutschland gewirkt haben, und viele gleichzeitige und nachfolgende Chronisten gedenken seiner aufs rühmlichste. Freilich ist die Angabe von sechzigtausend und hunderttausend Zuhörern, die bei seinen Predigten zusammengeströmt seien, übertrieben, aber daran kann nicht gezweifelt werden, daß Tausende sich sammelten, wenn der berühmte Minoritenprediger sich zeigte, und wo vermöchte irgendwo in unsern Tagen geistliche Beredsamkeit dergleichen?

Konnte auch nicht alles Volk, was sich eingefunden hatte, seine Worte wirklich hören, so war es einmal aus der Gegend versammelt und begnügte sich vielleicht damit, von ferne die Gestalt des verehrten Predigers zu sehen oder konnte ihn an

einem der folgenden Tage in einem engeren Kreise hören. Denn er scheint oft täglich gepredigt zu haben. Daß solche Predigten nicht in dem engen Raume der Kirche geschehen konnten, versteht sich. Es waren nach altchristlicher Weise Berg- und Wiesenpredigten unter Gottes freiem Himmel. Der Papst hatte den Predigermönchen und Minoriten außer der Kirche, auf Straßen und Gassen zu predigen erlaubt, und selbst die Vergünstigung muß damals auf das gemeine Volk von gewaltigem Eindruck gewesen sein. Der Redner überschaute von der Anhöhe die ganze ringsum im Gaue gelagerte Menge; Bilder, die er von dem Himmel und der Gegend hernehmen konnte, gewannen besonderes Leben, und so darf der große, Bruder Berthold zu teil gewordene Beifall nicht verwundern. Seine Beredsamkeit ist die wahre, welcher Gedanken und Worte beinahe nie versagen, die, in natürlicher kräftiger Einfalt zu dem Herzen dringend ihrer Wirkung sicher ist. Die Liebe Gottes und die schönsten Tugenden, die innere Demut und Reue, und Wiedererstattung jeglichen unrechten Erwerbs, die Meidung aller Laster wird als die Hauptsache im Leben empfohlen. Gegen die Ketzer predigt er aufs heftigste. Spielleute und Possenreißer werden als Sünder dargestellt und dergleichen mehr.

Dem Kasseler Aufenthalte verdanken wir aber noch ein äußerst interessantes, dem Freiherr von Meusebach in Berlin, dem bekannten Fischartsammler († 1847 auf seinem Landgute Baumgartenbrück bei Potsdam) gewidmetes und wie die Grammatik wieder ein neues Feld erobernde Werk, das Jakob eigentlich zur Erholung von seinen grammatischen Arbeiten begann. Freilich mit der Erholung schlug es beinahe fehl; denn der Stoff wuchs und gedieh bald zu einer nicht geahnten Ausbeute. Er wollte seine ehemals lieb gewonnenen, nur noch lässig fortgeführten Sammlungen für das altdeutsche Recht in dem Eifer einer emsigen Nachlese und frisch daran gesetzter

Prüfung beleben und auf eine noch unversuchte Weise behandeln. Was im vorigen Jahrhundert in diesem Fache geschah, kommt nicht in Betracht, nur daß etwa Justus Mösers († 1794 als geh. Justizrat in Osnabrück) geistreiche Schriften zeigten, welche Bedeutung das deutsche Recht in unserer ältesten Geschichte haben müsse, und seine tiefen Blicke in das Verhältnis unserer westfälischen Marken lehrten, wie viel Altertümliches noch jetzt in dem einfachen Landleben wahrzunehmen sei. Was die neuere Zeit betrifft, wo besonders unter Eichhorns († 1854 zurückgezogen in Köln) Einfluß die Wissenschaft des deutschen Rechts einen neuen Schwung genommen, hat die eigentliche Forschung aber mindere Fortschritte gemacht, als man von der an sich historischen Richtung der Germanisten erwarten sollte. Unter solchen Umständen ging Jakob Grimm daran, als einer, der nicht Rechtsgelehrter von Fach war, Materialien für das sinnliche Element der deutschen Rechtsgeschichte vollständig und getreu zu sammeln, und knüpfte dabei an seine Abhandlung „von der Poesie im Rechte 1816“ an, wo er bereits die nahe Verwandtschaft des altdeutschen Rechts mit der altdeutschen Poesie nachweist.

Auch hier kam es Grimm also darauf an, das Poetische des altdeutschen Rechts nachzuweisen, zu zeigen, wie im Altertume alles anschaulicher, konkreter sei, in der neuen Zeit dagegen alles geistiger, abstrakter zusammengedrängt erscheine. Und in der That, wie sinnlich schon ist die Einkleidung der Rechtsformeln, der Rechtsbestimmungen, wie sie uns hier vorliegen; welch episches Naturleben bricht aus denselben hervor. Da heißt es nicht: „Der verwilderte Acker ist Gemeingut“, sondern: „Gehet der Busch dem Reiter an die Sporen, so hat der Bauer sein Recht verloren.“ — Für Bezeichnung des Raumes aber sind Hauptideeen das Scheinen der Sonne, das Fallen des Regens und Taues, das Strömen des Wassers,

Wehen des Windes, Krähen des Hahnes, Grünen des Grases; so weit sich das Blaue am Himmel erstreckt; so lange der Wind weht, der Hahn kräht, und der Mond scheint. — „Leib und Fleisch“, so hieß es bei Verbannung und Verfehmung, „den Tieren in den Wäldern, den Vögeln in den Lüften, den Fischen in den Wogen; wir erlauben dich auch männiglich allen Straßen, und wo ein jeglich Mann Fried und Geleit hat, solltu keines haben und weisen dich in die vier Straßen der Welt.“ — In einem altnordischen Gesetze aber wird gesagt: wenn sich die Erben des Ermordeten nach erlegter Buße mit dem Mörder aussöhnen: sie sollen teilen miteinander Wasser und Braten und alle Dinge wie Freunde und nicht wie Feinde; wer das bricht, soll landflüchtig und vertrieben sein, soweit Menschen landflüchtig sein können, soweit Christenleute in die Kirche gehen und Heidenleute in ihren Tempeln opfern, Feuer brennt und Erde grünt, Kind nach der Mutter schreit und Mutter Kind gebiert, Holz Feuer nährt, Himmel sich wölbt u. s. w. — Dem Hirten wird die Grenze, bis zu der er seine Schafe und Ziegen in den Wald treiben darf, dort bezeichnet, wo sein von ihm geworfener Stab niedergefallen. Die erlaubte Entfernung zu Anlegung neuer Bienenstellen wird auf folgende Weise ermittelt: der Imker soll sich neben die alte Bienenstelle stellen, mit der linken Hand sein rechtes Ohr ergreifen und mit der rechten rücklings unter dem linken Arme weg seinen Honiglöffel, soweit als er kann, werfen und darauf an den Ort gehen, wo der Löffel niedergefallen ist, und von diesem Orte ab auf gleiche Weise einen zweiten Wurf thun. Endlich soll er sich an die Stelle begeben, wo der Löffel zum zweitenmale niedergefallen ist, und von dieser ab ebenso den dritten Wurf thun. Wo nun der Löffel zum drittenmale niederfiel, da darf er die neue Stelle anlegen.“ — Das Obst, das von jemandes Apfel- oder Birnbaum in des Nachbars Hof fällt, kann sich aber jener zurück-

holen, soweit er mit einer Ahornrute zu langen vermag. — Über die Höhe eines einzuschlagenden Wasserpfahles gilt dann etwa wieder die schöne Bestimmung: „Das Wasser soll also gerichtet sein und der Müller sein Wehr nicht höher erheben, als daß eine Biene auf des Nagels Kopf, so mitten im Pfahl steckt, sich aufhalten und, ungenetzt und unverletzt Füße und Flügel, trinken und genießen kann.“ — Dem Reisenden wird eingeschärft, sich auf gebahnten Wegen zu halten oder im Walde ein Horn zu blasen, um nicht für einen Strauchdieb gehalten zu werden. Fand er keine menschliche Wohnung, durfte er für sich Speise und für sein Pferd Futter ungestraft aus der Mark nehmen. Auch ist ihm gestattet, sich die Äpfel vom Baume zu brechen, drei oder vier Trauben in die Hand zu schneiden, den Handschuh voll Nüsse zu pflücken, auch zu fischen und die Fische zu sieden und zu essen. — Nachdem aber zwei Jahre lang der Acker getragen, blieb er das dritte Jahr in Ruhe liegen. Dauerte das längere Zeit, so kehrte er wieder in Weide und Wald zurück. Unsere Weistümer sagen dann: er trägt Dorn und Distel, oder das erste Jahr soll er Dorn und Distel tragen, das andere Jahr soll man den Wolf darüber laufen lassen. Hub aber neuer Laubwuchs sich zu Baumeshöhe, konnten sich Rinder im Gesträuche bergen, so wurde das Land wieder markmäßig, wie es vor dem ersten Reuten gewesen war: das alte Hirtenrecht erwachte.

Überschaut man diese Beispiele aus Ost und West, Nord und Süd, so erkennt man bald das hohe Alter derselben und die innigste Übereinstimmung; was ehedem in Bayern, galt auch in Norwegen und noch spät in Sachsen; am Rhein, an der Mosel, am Neckar herrschte derselbe Brauch, und Schweiz, Trier und Thüringen kennen die nämliche Weise.

Ähnlich, wenn auch nicht in der Allgemeinheit, ist es mit den Symbolen, d. h. mit der bildlichen Vollbringung eines

Geschäftes. Gewöhnlich beziehen sich die symbolischen Handlungen auf Grund und Boden, auf persönliche Verhältnisse (Freiheit, Ehre) oder auf Eid, Gelübde, Bündnis, und beruhen auf der Idee, daß Sachen oder Personen daselbst sinnlich und leiblich vergegenwärtigt werden müssen. Von dem Grundstück wird ein Ast dargebracht zum Zeichen seiner wirklichen Teilnahme; auf den Acker wird ein Stuhl gesetzt, ein Wagen gefahren, ein Feuer — dem Rechtlosen wird das Feuer gelöscht — auf ihm entzündet als Zeichen eingetretener Besitznahme; der Mann streckt den Finger aus, wirft seinen Handschuh, entschuhet sich, die Frau löst ihren Gürtel, um verschiedene Handlungen rechtlich dadurch zu bekräftigen. Ein kleiner Teil vertritt das Ganze, eine Gebärde redet, ein Kleidungsstück drückt den persönlichen Willen aus. Erde und Gras, Feuer und Wasser, Hammer und Speer, Fahne und Pfeil, Schlüssel und Ring, Halm und Ast, Hut und Handschuh, Schuh und Gürtel, Stuhl und Tisch, Bart und Haar u. s. w. sind dergleichen Symbole. Die verschiedenen Anwendungen derselben lassen sich aber auf zwei Ideeen zurückbringen, des Aufgebens und Besitzens der Gewalt.

Auch in bildlichen Darstellungen, die in sinnlicher Weise eine Menge ganz abstrakter oder wenigstens in Gemälden undarstellbarer Begriffe und Handlungen wiederzugeben suchen, wird uns das altdeutsche Recht überliefert; so sind mehrere Handschriften des Sachsenspiegels (des ersten Versuchs, das alte deutsche Recht wissenschaftlich darzustellen, von Eike von Repgow abgefaßt, etwa in der Zeit von 1226—1238) mit erläuternden Bildern versehen. Legen der Hand auf den Mund bedeutet Schweigen, Abwendung des Gesichts: nicht anerkennen. Sprechen, Sehen, Hören wird ausgedrückt durch das Hinzeigen des Fingers auf Mund, Auge, Ohr. Einfach und verständlich ist die Bezeichnung des Tages durch die Sonne, des Monats durch

den Mond, der fahrenden Habe durch Vieh; eine Rose aber bezeichnet die Heimlichkeit und Stille des Gerichts. — Ebenso haben die Zahlen rechtliche Bedeutung; so sollen die Geistlichen beim Schwören drei Worte im Evangelium lesen. Der Gebrauch der Vierzahl würde in dem deutschen Recht ganz wegfallen, wenn nicht der Einfluß der vier Himmelsgegenden auf die Landeseinteilung, Wege und Gerichtsplätze einige Bestimmungen nach sich zöge. Selbst die gebrochenen vier Stäbe werden nach den vier Seiten hin geworfen. Sieben Jahre sind wie sieben Tage häufig fristbestimmend, und sieben Frieden werden aufgezählt für Haus, Weg, Ding (Versammlung; tagedingen = verteidigen), Kirche, Wagen, Pflug und Teich. Neun Schritte sollen diejenigen vor der Gerichtsstätte stehen bleiben, die eine leibeigene Frau haben. Vierzig Tage oder Nächte ist eine alte Zeitbestimmung. Der Zeitraum eines Jahres aber wird ausgedrückt durch die Formel Jahr und Tag, und hundert Jahre und ein Tag ist gebräuchlich für ewige Verbannung.

Im ersten Buch behandelt Grimm dann die Stände, den herrschenden zuvörderst. Die Könige (althochdeutsch Kuninc d. h. Geschlechtsoberhaupt), erbliche oder gewählte, wurden auf einen Schild gehoben, und damit sie von jedermann erblickt werden könnten, dreimal im Kreise des versammelten Volkes herumgetragen. Das erste Geschäft eines solchen war, sein Reich zu umreiten und bei diesem Ritte allen seinen Unterthanen hergebrachtes Recht und Frieden zu bestätigen. Außer dem langen Haarschmucke ist von anderen Insignien der Könige in ältester Zeit kaum die Rede. In der Volksversammlung, vor Gericht, hielten sie einen Stab in der Hand, und im Kriege oder auch im Frieden wurde die Fahne, das Banner, vor ihnen hergetragen. Allmählich mehrten sich, durch die Kirche geweiht und von den Vorfahren ererbt, solche Zeichen; Krone und Zepter, Lanze und Schwert, Adler und Wappen und Reichsapfel kom-

men bei dem deutschen König oder Kaiser vor, während statt des Diadems die übrigen Fürsten einen Hut trugen, den bisweilen noch ein Kranz umschlang. Der Stuhl des Fürsten wandelt sich nach und nach in einen mit Himmel versehenen Thron. In ältester Zeit stand derselbe wahrscheinlich an bestimmtem offenen Platze. So giebt es in verschiedenen deutschen Gegenden Örter wie Landstuhl, Fürstenstuhl. Auch finden sich mehrere Königsstühle; so bei Wiesbaden, wo Konrad der Zweite, Heinrich der Zweite, Lothar und von den Hohenstaufen Philipp und Friedrich der Zweite gewählt wurden — so der bei Rense seit dem dreizehnten Jahrhundert.

Eine obergerichtliche scheint im Heidentume die Gewalt der ältesten Könige ursprünglich gewesen zu sein; in aller weltlichen Beziehung waren sie ohne Zweifel sehr beschränkt. Sie galten für die ersten im Lande; auf ihr Leben stand das höchste Wergeld. In den Versammlungen und Gerichten saßen sie vor und bezogen einen Teil der Strafen, sowie einen Teil der Kriegsbeute. — Sie hatten eigene Ländereien, die sich erst durch Eroberungen bedeutend mehrten. Den besiegten Feinden legten sie Abgaben auf; von ihrem Volke hatten sie nichts zu empfangen. Schatzung, Zölle und Regalien entsprangen nach und nach in Zeiten der Not und Gewalt und durch die langsame Ausdehnung der Befugnis über Hörige und Knechte auf die Freien, auch durch selbeigenen Eintritt armer Freier in Abhängigkeit.

Der Freie und der Edle haben alle wesentlichen Rechte miteinander gemein und stehen darin gleich, sind also aus einem Stamme, sind Genossen. Der Edle ist aber noch mit Vorrechten versehen, die dem Freien fehlen. So ist auch derselbe mit einem höheren Wergelde angeschlagen als der Gemeinfreie. Aus edeln Geschlechtern wurde der König (reges ex nobilitate), vielleicht auch der Priester gewählt; der Adel war dem Ober-

haupte, wenigstens in den ältesten Zeiten, ebenbürtig wie Blutsverwandte. Deshalb wohl auch war dieser im Gefolge des Königs, diente ihm zu Feld und zu Hofe. Auch befand sich derselbe der Regel nach im Besitz eines weit ansehnlicheren Grundeigentums, hatte mehr Knechte und Hörige, die ihnen wieder ein Gefolge bildeten. Das Mittelalter stellt uns dann fast alle Edeln im Lehendienst anderer Fürsten oder des Kaisers selbst (unmittelbare Reichsritterschaft) dar.

Der Freie hat wie der Edle das Recht, unbehindert zu gehen, wohin er will; er ist nicht an die Scholle gebunden. Auch trägt er Waffen. Nicht minder hat er in den ältesten Zeiten die Macht, für ihm angethanen Schaden an Leib, Ehre und Gut sich selbst und mit Hilfe der Seinigen zu rächen, wenn er sich nicht dem Gesetze fügen will. Sein Fehderecht freilich erlosch sehr bald, während das des Edeln doch eigentlich erst am Ende des Mittelalters, auf dem Reichstage zu Worms 1495, „auf ewige Zeiten" aufgehoben wurde. — Sein Wergeld war geringer als das der Edeln. Im Gegensatz zum Knecht und Hörigen — frei Mann, frei Gut — hatte er echtes Eigentum und stand mit seinesgleichen in Gemeindeverbindung. Mit denselben wurde er aufgeboten, hauptsächlich zur Volksversammlung und zum Heerbann, zum Gericht und zur Verfolgung von Missethätern u. s. w. Dem Könige aber entrichtete er jährliche Geschenke, zuerst freiwillig dargebotene, dann bittweise (Beta, Beda) verlangte. —

Die Unfreiheit ist entweder strenge Leibeigenschaft, oder milde Hörigkeit, welcher Name seit Justus Möser für diese zweite Art gebräuchlich geworden ist. Krieg und Eroberung ist Ursprung derselben. Indes auch wer schuldiges Wergeld nicht zahlen konnte, mußte nach einigen Gesetzen zuletzt Kinder, Frau und sich selbst in Knechtschaft geben. Auch Spielverlust konnte Ursache der Unfreiheit werden. Zuletzt war es die Geburt von

unfreien Eltern. — Nicht weniger erscheint wohl auch der bloße Mißbrauch als ihre Ursache. Gewaltsame Herren setzten allmählich Rechte durch, die ihnen ursprünglich nicht gebührten. Strengere Leibeigenschaft scheint sogar meistenteils auf solchem Wege und in der drückenderen Nähe kleiner Herren entsprungen zu sein. Freilassung konnte selbstverständlich eintreten; doch in der dritten Generation erst erlangten die Kinder solcher Freigelassenen die Rechte der Freien. — Äußere Abzeichen der Knechtschaft waren geschorenes Haar und kurzes enges Gewand; dabei ist der Knecht nicht waffenfähig, nicht schildbürtig; nur Waffenträger seines Herrn kann er sein. Er ist eine Sache; kein Wergeld steht auf ihm, und der Herr kann ihn gleich anderen Waren verkaufen, verpfänden, vertauschen und verschenken. Ja über Leben und Tod hat er Gewalt, wenn auch seit Einführung des Christentums diese immer mehr beschränkt wurde. Die Menschenopfer des Heidentums bestanden hauptsächlich aus Knechten — erst aus Kriegsgefangenen oder Missethätern, und wenn diese mangelten, aus einheimischen Knechten. Dieselben durften sich nicht von dem Grund und Boden entfernen, den der Herr ihnen angewiesen hatte. Von Gericht und Volksversammlung sind sie ausgeschlossen, sind keines echten Eigentums fähig, und der Herr beköstigt und kleidet sie. Doch wurde auch hier und da Zins von den Hörigen an den Herrn gegeben für Nutzung überlassener Ländereien, der in Getreide oder Vieh bestand; erst später tritt auch ein Geldzins ein, der mit der Zeit alle übrigen ablöste. —

Wie alle Menschen im Lande Freie oder Unfreie sind, erscheinen auch im Haus die Verhältnisse des Gebietens und Gehorchens. So der Übergang zum zweiten Buch, das von dem Haushalt handelt. Frei und unabhängig, mit patriarchalischer Gewalt ausgerüstet, ist der Hausherr; in seinem Schutz stehen Frau, Schwester und Kinder. Das erste und älteste

Recht des Vaters äußert sich bei der Geburt des Kindes, indem er es aufnehmen oder aussetzen kann. Doch muß die Aussetzung geschehen, ehe das Kind noch das Recht auf Leben gewonnen, ehe es noch einen Tropfen Milch oder Honig genossen hatte, sonst galt es als Mord. Das Christentum allerdings erklärte für heidnisch, mit Kindern so zu verfahren. Auch Verkauf derselben vor erreichter Mündigkeit der Söhne (Wehrhaftmachung) und Verheiratung der Töchter war ein Recht des Vaters. Die durch des Vaters Tod unterbrochene Gewalt über die Familie ging in die Hand eines anderen, des Vormunds (althochdeutsch der munt = Schützer oder die munt = Schutz), über. — Das Erbrecht gründet sich ursprünglich nur auf Verwandtschaft, auf Sippe, d. i. ursprünglich Friedebündnis, dann Freunde, Freundschaft. Zuvörderst erben die Kinder und Kindeskinder des Erblassers; doch ist dem Mannstamme, der Erstgeburt und ebenso der Jüngstgeburt mancher Vorzug eingeräumt. Dabei stehen die Ascendenten (Vorfahren) den Descendenten (den Nachkommen) nach. Das ist auch der Fall beim Erbrecht der Magschaft, der Seitenverwandten. Natürlich entschied der letzte Wille des Erblassers auch schon früh, obwohl eigentliche Testamente erst seit der Aufnahme des römischen Rechtes, also seit dem sechzehnten Jahrhundert gebräuchlich werden. — Unter Adel und Fürsten wurden Erbverbrüderungen eingegangen, und auch der Staat machte Anspruch auf die Hinterlassenschaft etwa des fremd im Lande Gestorbenen, bei der Hinrichtung schwerer Verbrecher, bei dem Ableben dessen, der sich seiner Sippschaft feierlich abgethan hatte, oder in dem Falle, daß weder Erben lebten, noch solche ausdrücklich auf Wunsch des Verstorbenen eingesetzt waren.

Vom Eigentum handelt das dritte Buch. Das Privateigentum zerfällt in zwei Hauptarten, in liegende und fahrende Habe; jene kann nur Freien, diese auch Unfreien zustehen, jene

nur von Männern, diese auch von Frauen ererbt werden. — Das Gesamteigentum der Gemeinde, die Mark (eigentlich Grenze, dann Gebiet) genannt, besteht aber aus Wald, Flüssen und Bächen, die durch den Wald gehen, Viehtriften und ungebaute Wiesen, in ihm und um ihn her gelegen; auch Wild, Gevögel und Bienen gehören zu ihm. Nicht in ihm begriffen sind, wohin Pflug und Sense gehet, Acker und Gärten, Obstbäume, der an den Wohnungen liegende Wiesengrund und die Häuser selbst. Ohne Zweifel gab es auch in frühster Zeit schon verteiltes Waldeigentum; die meisten Waldungen Deutschlands jedoch mögen, da sie später von den Fürsten mit Beschlag belegt und als Regal behandelt wurden, früher gemeines Markgut gewesen sein.

Die altdeutschen Rechtssatzungen bei dem Gedinge, unter welchem Namen Grimm alle Verträge über Schenkung, Kauf, Verkauf und Darlehn zusammenfaßt, behandelt das vierte Buch. Wie aber aus Gedinge, kann auch aus unerlaubten Handlungen Schuld und Verbindlichkeit erwachsen. Wer sich an Leib, Gut und Ehre des anderen vergreift, schädigt ihn und die Seinigen. Diese Schmach duldete kein Freier auf sich, und ungehindert durfte er mit seiner Freunde Beistand gegen den Beleidiger Fehde erheben, Rache nehmen oder Sühne erzwingen. Gezügelt wurde die Ausübung des Fehderechts bald durch das Volksgesetz, das nichts anderes wollte als Aussöhnung der geschehenen That. Weil aber die verletzende Handlung zugleich den gemeinen Frieden brach, eignete das Volk sich einen Teil der Buße zu, der anfänglich in der Vergeltung mitbegriffen, hernach von ihr gesondert, endlich die Natur einer öffentlichen Strafe annahm. Totschlag, Leibesverletzung, Raub, Diebstahl, Lästerung und die Bußen dieser Verbrechen ist der Inhalt des fünften Buches, über Gerichte und Richter aber handelt das sechste und letzte. Der Ort der ersteren war stets unter blauem Himmel im Freien,

unter Eichen — Dreieichen, Siebeneichen, wohl frühere Gerichtsstätten — unter den Linden, in der Nähe eines Wassers, eines Brunnens, einer Brücke, auf Berg und Hügel, bei großen Strömen, auch auf dem Kirchhofe. — Für alle gerichtlichen Handlungen galt die Sonnenzeit, der helle Tag. — Mit dem Gottesurteil, durch welches die aufgerufene Gottheit selbst als höchster Richter das Wahre und Rechte verkündete, durch Wasser, Feuer oder Kampf — schließt Grimm seine Rechtsaltertümer ab, in denen wir, wie Uhland in seinen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter sagt, „über dem steinern Richterstuhl die blühende Linde“ sehen.

Deutsche Rechtsaltertümer (1828) indes ist diese reiche Sammlung genannt in demselben Sinne, wie die Grammatik eine deutsche heißt; auch jene umfassen nämlich nordische und angelsächsische Quellen in sich, und immer ist dabei auf die Besonderheit des nordischen, gotischen, sächsischen und jedes anderen Stammes Rücksicht genommen. Und so sollte das Werk nach Heinrich Rückerts († als Professor in Erlangen im Herbste des Jahres 1875) Bemerkung richtiger den Titel führen: „Vergleichende Darstellung der Rechtsaltertümer der gesamten germanischen Urgeschichte vor dem Eindringen des Christentums“, und somit wäre dann auch die Grenze, bis zu welcher es die Dinge hauptsächlich führt, genauer angegeben, als mit der jetzigen Bezeichnung. Erweitert wurden die Rechtsaltertümer durch die von Grimm gesammelten drei Bände Weistümer — ein vierter Band erschien kurz nach seinem Tode und dann noch weitere drei Bände, die Richard Schröder herausgab. Die sogenannten Weistümer aber, Rechtsanweisungen durch den Mund des Landvolkes, sind vergleichbar den gemeinen Volkssprachen und den Volksdialekten. Im dreizehnten, vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert sind dieselben niedergeschrieben worden.

Klar geht aber aus beiden Werken hervor, — und das zu beweisen lag Jakob Grimm sehr am Herzen — daß der Vorwurf der Unsittlichkeit und Abgeschmacktheit, den man unserem altdeutschen Recht so gern zu machen pflegt, ein ungerechter ist, und daß in ihm neben dem allerdings auch hervortretenden Wilden und Rohen, das uns beleidigt, eine erfreuliche Reinheit, Milde und Tugend unserer Vorfahren wahrnehmbar ist. Des Geredes über mancherlei Übelstände, über Faustrecht und Feudalismus dann im Mittelalter freilich wird doch kein Ende werden; es ist, als ob die Gegenwart gar kein Elend und Unrecht zu dulden hätte oder neben den Leiden der damaligen Menschen gar keine Freuden möglich gewesen wären — „was hilft es, daß nun die Gedichte herausgegeben sind, die uns das beseelte, frohe Leben jener Zeit in hundert sinnigen und rührenden Schilderungen darstellen?“ — Und wird es in der That helfen, daß die Rechtsaltertümer erschienen sind? (1854 kam eine zweite Ausgabe derselben).

Für ihre Bearbeitung erhielt Jakob Grimm das Doktordiplom beider Rechte, von Berlin 1828 und von Breslau 1829.

Fünftes Kapitel.

Reinhart Fuchs und die deutsche Mythologie.

„Den größten Teil meines Lebens habe ich in Hessen verbracht, und alle meine Phantasie und Erinnerung bleibt in ihm zurück“, — so schrieb Jakob Grimm, als er sich bereitete, nach Göttingen zu gehen. Und als er eine Weile sich dort befand, seufzte er: „Zwar ist die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Kasseler, aber die nämlichen Sterne stehen am Himmel, und Gott wird uns weiter helfen.“

Im Sommer 1830 hielt er sein erstes Kolleg über deutsche Rechtsaltertümer, nachdem seine Probevorlesung — bezeichnend genug — über das Heimweh, de desiderio patriae, gehandelt hatte. Über deutsche Grammatik, deutsche Litteraturgeschichte bis zur Ankunft von Gervinus, über die Germania des Tacitus u. a. verbreiteten sich spätere Kollegia. —

Er zweifelte an seinem inneren Beruf zum akademischen Lehrer, und in der That machte sein Vortrag nicht den erwarteten Eindruck. „Wohl traten häufig", so die Worte eines Ohrenzeugen, „die schönen, schlagenden Bilder hervor, an denen seine Schriften so reich sind, aber gesprochen wirkten sie nicht wie geschrieben; sie wurden hastig, ruckweise hingeworfen und unterbrochen. Rührend war es, wie einmal mitten im sachlichen Vortrage eine Stockung eintrat und er sich rasch gefaßt entschuldigte: „Mein Bruder ist so krank." — Und an diese Krankheit, eine Lungenentzündung, sich erinnernd, schreibt er 1831 in der Widmung des dritten Bandes seiner Grammatik: „Lieber Wilhelm, als Du in dem vorigen Winter so krank warst, mußte ich mir auch denken, daß Deine treuen Augen vielleicht nicht mehr auf dieses Buch fallen würden. Ich saß an Deinem Tisch, auf Deinem Stuhl und betrachtete mit unbeschreiblicher Wehmut, wie sauber und ordentlich Du die ersten Bände meines Buches gelesen und ausgezogen hattest; mir war, als wenn ich es nur für Dich geschrieben hätte und es, wenn Du mir genommen würdest, gar nicht mehr möchte fertig schreiben. Gottes Gnade hat gewaltet und Dich uns gelassen, darum von Rechts wegen gehört Dir auch das Buch. Zwar heißt es, einige Bücher würden für die Nachwelt geschrieben, aber viel wahrer ist doch noch, daß ein jedes auch auf den engeren Kreis unserer Gegenwart eingeschränkt, sein innigstes Verständnis durch ihn bedingt ist und nachher wieder verschlossen bleibt. Wenigstens wenn Du mich liesest, der Du meine ganze Art

genau kennst, was sie Gutes haben mag und was ihr gebricht, so ist mir das lieber, als wenn mich hundert andere lesen, die mich hier und da nicht verstehen oder denen meine Arbeit an vielen Stellen gleichgültig ist. Du aber hast nicht nur die Sache, sondern auch meinetwegen für mich die gleichmäßigste unwandelbarste Teilnahme. Sei also brüderlich mit allem zufrieden." —

Nicht nur die große Liebe Jakobs zu seinem Bruder Wilhelm erkennen wir in den angeführten Worten, sondern auch, daß beide hier ebenso ihre Wohnung miteinander teilten, wie bereits in Kassel. Seitdem sich Wilhelm am 15. Mai 1825 mit Henriette Dorothea Wild, die er schon als Kind gekannt und seine Mutter wie ihr eigenes geliebt, vermählt hatte, war Jakob mit ihm zusammengezogen und trennte sich nicht wieder von ihm, auch in Berlin nicht.

Bald fanden sich Freunde in Göttingen, Otfried Müller († 1840 zu Athen), Gervinus († 1871 zu Heidelberg), Benecke mit seiner „halbenglischen stolzen Sprödigkeit", († 1844 zu Göttingen), den Jakob Grimm bei seinem Jubiläum 1842 mit einer Schrift: Frau Aventiure klopft an Benecke's Thür, begrüßte, und Dahlmann, der wie Jakob im Jahre 1785 geboren war, († 1860 zu Bonn) ganz besonders. „Ihn (letzteren) fesselte die sinnige Weisheit Jakobs, die wahre Gelehrsamkeit Wilhelms. In demselben Maße zog ihn der persönliche, sittliche Wert der beiden Männer an. Jakobs flammende Kraft, dem Unreinen und Schlechten furchtbar, selbst gegen den Freund zuweilen jäh auflodernd, dabei die größte Herzensgüte und ein lauterer kindlicher Sinn — ein Löwe, der auch mit Kindern spielt, heißt er in einem der vielen Reime, mit welchen ihn Frau Dahlmann ergötzte — Wilhelms liebenswürdige Munterkeit und herzliches anspruchsloses Wesen erweckten Dahlmanns Verehrung und Liebe." — Auch die Frauen Dortchen und

Luise Dahlmann schlossen sich wie Schwestern aneinander. — Und so mochten sich die Brüder allmählich auf der Universität eingewöhnen, obgleich sie noch manchmal klagten. So schrieb Jakob Grimm einmal aus der Musenstadt an den Baron von Laßberg, daß er sechs lang geschlagene Stunden auf der Bibliothek zubringen müsse und daselbst nicht feiern, blättern, lesen dürfe, sondern Kopf, Hände und Füße zu gebrauchen gezwungen sei, was in der Sommerhitze nicht wenig abmatte. „Daneben auch Kolleg zu lesen, ist für einen Professor, der in seinem Leben noch nie gelesen hat, eine tüchtige Anstrengung. Ein solches Kolleg ist wie eine Predigt, in der man nicht stecken bleiben soll, und kehrt täglich zur bestimmten Zeit wieder, und in fünfzig Minuten, die es dauert, muß man eine Menge Wörter sprechen. Dergleichen kostet reifliche und mühsame Vorbereitung.“ — Unter den allerhand anderen Abhaltungen führt er auch das „viertelstundenlange Kosen und Tändeln“ mit Wilhelms Kindern an. —

Da kam jener Schlag über die Brüder, der sie schon im Jahre 1837 wieder von dieser Stätte wegtreiben sollte und sie zwang, „das Feuer ihres Herdes wieder weiter zu tragen.“ Wenigstens Jakob sah sich genötigt, das Land Hannover und die ehrwürdige Georgia Augusta zu verlassen. Und was war es für ein Ereignis, das an die abgelegene Kammer seiner einförmigen und harmlosen Beschäftigungen schlug, eindrang und ihn hinauswarf? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, sondern die Gewalt nötigte ihn, ein Land zu verlassen, in das man ihn berufen und wo er acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienste zugebracht hatte. „Unter Privatleuten“, sagt Jakob Grimm in seiner Schrift „meine Entlassung“, „gilt es als edle Sitte, daß der Bruder, wenn er des Bruders Habe erbt, des Hingeschiedenen Ruhe nicht störe und alle Anstalten desselben aufrecht erhalte. Während Wilhelm des Vierten, als eines

milden, gerechten Königs Andenken zahllose Unterthanen segneten, als die Leichenfeier noch nicht verhallt ist, beginnt der Nachfolger seine Regierung damit anzutreten, daß er des königlichen Bruders und Vorfahren Werk, als sei es ein nichtiges und untaugliches, umstürzt." —

„Gieb dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling", sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als Grimm am 16. Dezember 1837 die Grenze Hannovers überschritten hatte. Und wo wurde er so genannt? In seinem Geburtslande, das an dem Abend desselben Tages ihn ungern wiederaufnahm, seine Gefährten sogar von sich stieß. Das waren aber noch zwei andere Professoren der Göttinger Hochschule, Dahlmann und Gervinus, die wie Jakob Grimm jenen neuen Dienst- und Huldigungseid nicht leisten wollten, den König Ernst August von Hannover, nachdem er die von König Wilhelm dem Vierten und den Ständen im Jahre 1833 aufgerichtete Verfassung durch Patent vom 1. November 1837 gewaltsam umgeworfen hatte, von allen Staatsdienern forderte. Die genannten drei Professoren wurden deshalb ihres Amtes entsetzt und, da sie ihre Protestation veröffentlichten, auch des Landes verwiesen. Es wurde ihnen geboten: „das Land in drei Tagen zu verlassen, und wenn sie sich nicht freiwillig fügen sollten, wird die Untersuchung gegen sie mit aller Strenge fortgesetzt, und sie zu dem Ende in einen andern Ort im Königreich gebracht werden." — Noch vier andere Lehrer der Universität, unter ihnen neben Ewald, Albrecht, Weber auch Wilhelm Grimm, verweigerten den verlangten Schwur und teilten deshalb mit jenen das Schicksal der Amtsenthebung, wenn sie auch nicht aus den Grenzen des Landes weichen mußten. Die That der „Sieben" wurde aber allgemein in Deutschland als ein Akt männlicher Gesinnung gepriesen, und keiner derselben bereute wohl seinen Entschluß. „So lange ich den Atem ziehe", ruft wenigstens Jakob Grimm aus, „will

ich froh sein, gethan zu haben, was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren, sondern gewinnen werde.“ —

Eine Frucht des Göttinger Aufenthaltes Jakob Grimms war nun aber neben dem dritten und vierten Band der Grammatik zunächst dasjenige Buch, das er selbst wohl für sein bestes zu halten pflegte und aus dem es uns wie frischer Waldesduft entgegenweht — das Buch, in welchem er jene durch ganz Europa verbreitete, nach Asien zurückgreifende, unter den Deutschen episch erblühte, unter Slawen, Lithauern und Finnen noch heute im Volke wache Tierfabel, welche noch zuletzt unsern größten Dichter Goethe (1797) sie nachzudichten angetrieben hat, uns erschlossen hat. Ich meine seinen Reinhart Fuchs (Raginhard gleich Ratskundiger), den er dem großen, ihm nahe befreundeten Philologen Karl Lachmann widmete und 1834 herausgab, nachdem er schon vor vielen Jahren dasselbe hat thun wollen in Gemeinschaft mit seinem Bruder Wilhelm — „es war damals ein kühner, im jugendlichen Eifer gefaßter Gedanke.“ — Jetzt war aber von Mone der lateinische Reinardus (1832) nach einer belgischen Handschrift, von Méon der französische Renard neu publiziert worden, und da der erstere die Ansichten Eckharts († 1730 zu Würzburg) von der historischen Existenz der hinter jenen Tieren steckenden Personen wiederholt hatte, „jenen Plunder von Nachrichten“, so erfüllte Jakob Grimm nun sein Versprechen, auch diese Sage einer eingehenden Prüfung zu unterwerfen. Nicht jedoch mit den verschiedenen, von ihm herausgegebenen Texten, mittelhochdeutschen, lateinischen und niederländischen, wollen wir uns beschäftigen, sondern nur mit seiner sehr eingehenden Auseinandersetzung von dem Wesen der Tiersage. Professor Müllenhoff hat freilich, anderer Ansicht, Jakob Grimms Annahme eines

volkstümlichen Ursprungs der Tiersage abgelehnt und diesen auf die Kunstdichtung der Geistlichen zurückgeführt. — Im Jahre 1840 fügte Grimm in einem Sendschreiben an Lachmann noch einige Bruchstücke einer Handschrift bei, die man als Umschläge von Rechnungsbüchern in Kurhessen zufällig aufgefunden hatte.

Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte nach Jakob Grimm die Sage aus deutschem Stamme — eine fränkische Sage, mit den Franken wandernd, und in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland sich weiter bildend.

Unsere Dichtkunst, nicht zufrieden, Schicksale, Handlungen und Gedanken der Menschen zu erfassen, hat auch das verborgene Leben der Tiere bewältigen und unter ihre Einflüsse und Gesetze bringen wollen. Die früheren Zustände menschlicher Gesellschaft hatten das Band zwischen Mensch und Tier fester gewunden. Alles atmet noch ein viel frischeres, sinnlicheres Naturgefühl. Jäger und Hirten sahen sich zu einem vertrauten Umgang mit Tieren bewogen, und tägliches Zusammensein übte sie im Erlauschen und Beobachten aller ihrer Eigenschaften. Die Schranke zwischen Mensch und Tier überschritt und verschmolz allenthalben die ganze Unschuld der phantasievollen Vorzeit. Wie ein Kind, jene Kluft des Abstandes wenig fühlend, Tiere beinahe für seinesgleichen ansieht und als solche behandelt, so faßt auch das Altertum ihren Unterschied von den Menschen ganz anders auf, als die spätere Zeit. Sage und Mythologie glauben Verwandlungen der Menschen in Tiere, der Tiere in Menschen, und hierauf gebaut ist die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. Sobald aber einmal um diesen Zusammenhang des tierischen und menschlichen Lebens her die vielgeschäftige Sage und die nährende Poesie sich ausbreiteten und ihn alsdann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit

zurückschoben: mußte sich da nicht eine eigentümliche Reihe von Überlieferungen erzeugen und niedersetzen, welche die Grundlage aller Tierfabel abgegeben haben? Und konnte sich die allbelebende Dichtung des letzten Schrittes enthalten, den Tieren, die sie sich in menschlicher Sinnesart vorstellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinschaft, Teilnahme an menschlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeständnis der Sprachgabe war keine Aufnahme der Tiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutsam drückt die Formel: „als noch die Tiere sprachen", mit welcher wir das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poesie vorhandenen regern Verkehrs mit den Tieren aus, dessen Erinnerung diese in ihren Bildern uns vorhält. Wie durch ein Mißgeschick sind die Tiere nachher verstummt oder halten vor den Menschen, deren Schuld gleichsam dabei wirkt, ihre Sprache zurück.

Nur darin unterscheidet der Gegenstand der Tierfabel sich von dem jedes anderen Epos, daß dieser doch immer an wirkliche Begebenheiten erinnert und sich unumstößlich mit der wahren Geschichte der Vorzeit vereinigt, der Tierfabel jedoch die Möglichkeit der Wahrheit abgeht. Sind wir jedoch einmal eingelassen in das innere Gebiet der Fabel, so schwindet der Zweifel an der Wirklichkeit ihrer Ereignisse. Wir vergessen, daß die handelnden Personen Tiere sind, wir muten ihnen Pläne, Schicksale und Gesinnungen der Menschen zu. Dazu kommt, daß Menschen selbst in die Tierfabel verflochten werden und in ihre Handlung wesentlich eingreifen, die an dem Umgange und der Sprachfähigkeit der Tiere nicht den geringsten Anstoß nehmen. Aus diesen Eigenschaften erwächst der Tierfabel ein besonderer, sogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, der in der innigen Vermischung des menschlichen mit dem tierischen Elemente liegt.

Mit der Sprache giebt die Dichtung den Tieren aber auch menschliche Vernunft und stellt dieselben dar, als seien sie in alle Gewohnheiten und Zustände unseres Lebens eingeweiht; auf der andern Seite aber bringt sie die Einzelheiten der besonderen tierischen Natur ins Spiel und macht sie geltend. Der Henne wird ein Totenamt gehalten, dem Wolf bei seiner Aufnahme ins Kloster die Tonsur gewährt. Der Bauer schließt einen förmlichen Vertrag über seine Hühner mit dem Fuchse. Dagegen singt der Hahn auf einem Fuße stehend und die Augenlider schließend — ein ganz der Natur abgelauschter Zug —, und bei der Katze wird die eingeprägte Neigung zu den Mäusen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendsten Verwickelungen hervorgehen. Im Kampfe mit dem Wolfe bedient sich der Fuchs aller seiner natürlichen List.

Die Tierhelden aber, die in die Sage verflochten, sind größtenteils die vierfüßigen Tiere unserer Wälder: Fuchs, Wolf (Isengrim, der mit dem eisernen Helm) und Bär (Brun, der Braune) — der Löwe ist wohl erst später, vielleicht während der Kreuzzüge hineingekommen —, auch einige Haustiere, wie Hahn (Hennink) und Katze (Hinzelmann, Hinz gleich Heinz, Heinrich d. i. Hausfreund), die sich noch eine gewisse Freiheit vor dem Menschen bewahrt haben, nicht aber Vögel, die durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt erscheinen. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt. Fremde, seltene Tiere liegen der anschauenden Phantasie zu fern, und sie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchst unschicklich, in unserer Tierfabel dem Elefant oder Kamel irgend einen bedeutenderen Platz zu überweisen. Die Tiersage wie das Epos hat demnach auch das gemein, daß beide notwendig einheimischer Helden bedürfen. Aus gleicher Ursache aber wird jene, wie dieses überall eine

feste Stätte und Heimat suchen und wie im Vordergrund der Landschaft namhafte Örter anschlagen, auf denen sich seine Figuren bewegen. Endlich, indem das Tierepos einzelne Tiere auszeichnet und genau individualisiert, erhebt es sie dadurch zu Repräsentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß notwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur absehen, welche alles wieder verallgemeinern würden. Daher stellt es die Fabel so dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den sie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beschränkt sich darauf, ihnen eine nach menschlichen Verwandtschaftsverhältnissen berechnete Familie beizulegen.

Selbstverständlich, daß Grimm der Tiersage, indem er ihren epischen Charakter hervorhebt, allen Hang zur Satire abspricht, obschon er auch zugiebt, daß sie zuweilen, wenn es Zeit und Ort herbeiführen, in die Satire streifen könne. Sie strömt in ruhiger, unbewußter Breite, von innerer Lust getragen, und kann nicht darauf ausgehen, menschliche Laster und Gebrechen zu strafen oder lächerlich zu machen; ebensowenig aber ist sie eine Parodie des menschlichen Epos. Auch hat sie ursprünglich keinen didaktischen Zweck. Sie lehrt allerdings, aber sie geht nicht darauf aus zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und aus dem Epos gesogen werden, wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße, nicht schon den gekelterten Wein, sie mit sich führen. —

Verherrlicht nun Jakob Grimm durch seinen Reinhart Fuchs wiederum das vaterländische Altertum, so thut er es nicht minder in seinem im Jahre 1835 erschienenen Werke, der „Deutschen Mythologie." (Vierte Auflage von Hugo Mayer 1875 und 1876, und von demselben aus dem Nachlasse Grimms ein dritter Band Nachträge, die dieser seit 1844 gesammelt hatte, 1878).

Mit seiner ganzen kombinatorischen Kraft, mit seiner wahrhaft Staunen erregenden schöpferischen Phantasie hat er uns

diesen Wunderbau aufgerichtet aus einem Material, das nicht mangelhafter und dürftiger sein konnte. Jene Märchen und Sagen, die er in seiner Jugend wohl noch ohne Ahnung von der ganzen Bedeutung derselben für die Erschließung der deutschen Vergangenheit, mit unermüdlichem Fleiße sammelte; seine Aufsätze „Gedanken über Mythus, Epos und Geschichte (1813)“ und über „Irmenstraße und Irmensäule (1815)“, („den schimmernden Streif zahlloser Fixsterne am nächtlichen Himmel“), die kargen Notizen römischer, griechischer und mittelalterlicher Schriftsteller, die angelsächsischen Geschlechtstafeln und die reichern Quellen für die nordische Götterlehre, die er übrigens von der eigentlich deutschen abschied, gaben ihm die Bausteine; Redensarten des Volkes: „daß dich der Hammer erschlage“ (Hammer Donars), „der Wote tüt“ (Wodan); die Bezeichnungen der Wochentage, in denen die Namen der alten Gottheiten unvertilgbar hafteten (Wodanstag hier und da noch statt Mittwoch, Dienstag und Ziu (Diu), Donnerstag und Donar, Freitag und Freia); Sprüche des Volksaberglaubens, die er in dem Anhange der ersten Ausgabe der Mythologie in reicher Sammlung vorlegt, waren ihm etwa der Mörtel zur Verbindung jener Steine.

Das Volk ist zäh in seinem Glauben, und wenn es auch seine alten Götter nach Einführung des Christentums nicht mehr verehrte, so vergaß es dieselben doch durchaus nicht. Und wie es noch lange, hier und da geschieht das ja noch heute, zu Ostern und Johanni, Zeiten, in die auch hohe heidnische Feste fielen, die Feuer emporlodern ließ, so erfreute es sich nicht minder lange an den Erzählungen der alten Mythen. Freilich, als das Christentum mehr und mehr in Fleisch und Blut unserer Vorfahren überging, verstanden dieselben bald die Göttererzählungen nicht mehr, und so gestalteten sich nach und nach Sagen und Märchen daraus, in denen aber das Altheidnische nie ganz verwischt wurde. So können wir denn dieselben mit all

ihren Riesen und Zwergen, Nixen und Elfen, Schwanenjungfrauen und Schwanenrittern recht eigentlich als eine zerbröckelte Mythologie ansehen. Gott Wodan lebt noch in ihnen als der wilde Jäger, und der verzauberte Kaiser mit seinem roten Barte, mit dem Zwerg zur Seite, ist wohl ursprünglich niemand anders als Donar, der sich vor Christus in die Berge geflüchtet hat, aber wiederkommen wird zu seiner Zeit. Auch die Göttinnen lassen die Sagen und Märchen noch immer als belehrende und strafende Frauen umherziehen; Frau Holle oder Holda will nicht aus dem Gedächtnis des Volkes schwinden, und ist auch die Zeit hin, wo Bertha spann, Frau Bertha lebt fort und fort, die große Spinnerin aller Lebensfäden, die Weberin des Naturteppichs, der Vegetation. Freilich nennen wir nicht mehr nach ihr die Spinnweben in der Luft, sondern die heilige Jungfrau ist für dieselbe eingetreten, und „Liebfrauensommer" wird das Gespinst genannt. — Wenn aber in einem Märchen Perlen und Blumen geweint werden, so gemahnt dieser Zug an die Göttin Freya, die goldene Thränen vergießt, als sie ihren Gatten in allen Landen sucht.

Bei alledem ist das schöne Werk nur eigentlich eine reiche Materialiensammlung von unglaublicher Fülle geworden und behandelt die Aufgabe nicht systematisch. „Von der Verirrung, ein System zu entdecken, die so häufig dem Studium der nordischen und griechischen Mythologie Eintrag gethan, schützt mich schon die Unvollständigkeit und der lose Zusammenhang des Rettbaren. Ich gehe darauf aus, getreu und einfach zu sammeln, was die frühere Verwilderung der Völker selbst, dann der Hohn und die Scheu der Christen von dem Heidentum übrig gelassen haben, und wünsche nichts, als daß meine Arbeit für einen Anfang weiterer Forschungen in diesem Sinne gelten könne."

Mit dem höchsten Wesen, das in allen deutschen Zungen, im Gegensatz zu den übrigen arischen Sprachen, wo dasselbe

mit (Sanskrit) dêvas, (lat.) deus bezeichnet wird, einstimmig Gott (lautverschoben mit dem gleichbedeutenden persischen Chodâ stimmend) genannt ist, beginnt er seine Mythologie; mit Besprechung der Gottesdienste und der Feste fährt er fort, erwähnt die Opfer, Menschen-, Tier- und Fruchtopfer, die noch im Christentume lange unausgerottete Gewohnheit des Minnetrinkens (Sankt Johannes und Sankt Gertruden Minne) und gedenkt auch des feierlichen Umführens und Umtragens der Götterbilder. Daß die Gottheiten in Wäldern und unter heiligen Bäumen verehrt, daß auch schon Tempel (ahd. alah, got. alhs) und Altäre erbaut wurden und daß das Dasein von Priestern sich eben bereits daraus ergebe, setzt er alsdann des weiteren auseinander, und nun erst kommt er auf einzelne Gottheiten zu sprechen. Zuerst behandelt er die Hauptgötter, die Asen. Die oberste Gottheit, allgemein unter deutschen Stämmen verehrt, ist Wuotan, Wotan, Wodan, nordisch Odin genannt, der den Menschen und allen Dingen Gestalt, wie Schönheit verleiht, von dem die Dichtkunst (durch seinen Sohn Bragi) ausgeht, die Lenkung des Krieges und Sieges — ruhmvoll Gefallene, von den Walküren Auserlesene nahm Wodan in Walhalla auf —, von dem aber auch als dem Spender der Güter die Fruchtbarkeit des Feldes, ja der Wunsch, d. i. Wonne und Freude, alle höchsten Gaben abhängen. Wünschelfrauen und die Schätze zeigende Wünschelrute sind wohl Anklänge an jene letztere Manifestation des Gottes. — Schon in frühester Zeit muß aber neben der Bedeutung des reichen und machtvollen Gottes, die des Wilden, Ungestümen und Heftigen gewaltet haben. Die Christen heben dieses Element dann wohl heraus, stellen ihn als den die Lüfte durchbrausenden wilden Jäger u. s. w. dar, und man gebraucht daraufhin auch das Wort wüten und Wüterich. — Zwei Wölfe, die ihm als Jagdhunde dienen, und zwei Raben, Huginn und Muninn (weise und klug), auf

seiner Achsel sitzend und ihm alles ins Ohr sagend, was sie sehen und hören, sind ihm beigegeben. Als einäugig — eines seiner Augen mußte er bei dem Trinken aus Mimirs-Brunnen, in welchem Weisheit und Verstand geborgen war, zum Pfande lassen — als einäugig wird der Gott mit einem breiten Hut und einem weiten Mantel dargestellt. Nach der Edda (gleich Ältermutter) reitet Odin das beste aller Rosse, den achtfüßigen Sleipnir.

Wenn Wodan als Vater der Götter so wohl höher als Merkur steht, dem er doch in vieler Beziehung, z. B. als Spender der Güter gleicht, so ist Donar, nordisch Thor, wiederum ein schwächerer Zeus oder Jupiter — der über Wolken und Regen gebietende, sich durch Wetterstrahl und rollende Donner ankündigende Gott, dessen Keil durch die Lüfte fährt und auf die Erde einschlägt. Als zu Fuße gehend oder fahrend wird Donar gedacht; zwei Böcke sind dann seinem Wagen vorgespannt. Wie dem blitzenden Gotte rotes Haar, dem donnernden der Wagen, so werden dem einschlagenden Geschosse und Waffen beigelegt. Einen wunderbaren, von kunstfertigen Zwergen geschmiedeten Hammer führt er, wie Wodan den Speer, und schleudert ihn gegen die Riesen. Dieser hat auch die Eigenschaft, nach dem Wurfe in die Hand des Gottes zurückzukehren. — Ziu, nordisch Tyr, der sprachlich verwandt mit dem lateinischen deus, mit dem griechischen Zeus ist und dem Gotte Ares oder Mars gleicht, der letzte der drei Hausgötter, als Kriegs- und Siegesgott mit dem Schwerte ausgestattet — Fro, Frowo, auch froh, freudig zurückführend, der Sommergott, der Gott des Friedens, der Ehe und Liebe; fronen, frönen heißt noch heute dem Herrn dienen — sind die nächsten Götter an Macht und Ansehen. —

Der Mythus von Balder, dem Sohne Wodans, aber ist einer der schönsten der Edda. Er stellt dar, wie die reine,

lichte, schuldlose Gottheit von dem blinden Höder, durch einen Mistelzweig getroffen, allbeweint hinab zur Unterwelt fahren muß, nichts ihn zurückholen kann und Nanna, die treue Gattin, ihm in den Tod folgt. — Als Wächter der Götter läßt Heimdall sein Horn — in der Edda wird es als Giallarhorn bezeichnet — erschallen, auch gegen Loki (der Beschließer, Endiger), den einzigen unfreundlich und übelgesinnten Asen, der seiner Unthaten und seines Verrats wegen in Fesseln gelegt, aber bei der Götterdämmerung, der Verfinsterung der sittlichen Begriffe selbst bei den Göttern, und bei dem darauffolgenden Weltende wieder befreit wird, um dann an der Spitze der Riesen und Dämonen gegen die Asen zu kämpfen und in dem Weltbrande (vergl. „Muspilli", ein altbayrisches Gedicht des neunten Jahrhunderts) zu Grunde zu gehen. —

Von den Göttinnen, auf die Grimm dann eingeht, hat das menschliche Geschlecht die Geschäfte und Künste des Haushalts und des Ackerbaues erlernt: Spinnen, weben, den Herd hüten, säen und ernten. — Fast in allen Sprachen wird die Erde weiblich und im Gegensatz zu dem sie umfangenden väterlichen Himmel als fruchtbringende Mutter aufgefaßt. Schon Tacitus erzählt von der Verehrung derselben, der Erdmutter, der Göttin Nerthus, die auf einer Insel inmitten des Meeres in einem heiligen Haine verehrt, auf einem von Rindern gezogenen Wagen umhergefahren und dann, heimgekehrt, in einem See gebadet wurde. — Bedeutsamer scheint die Nachricht des Tacitus von einer Gottheit, die er nach einer aus Ägypten zu den Griechen und Römern gekommenen Göttin Isis nannte, besonders deshalb, weil sie sich mit lebendiger Überlieferung eines im Mittelalter fortdauernden Kultus verbinden läßt. Etwa um das Jahr 1133 wurde nämlich in einem Walde bei Inda (in Ripuarien) ein verhülltes Schiff gezimmert, unten mit Rädern versehen und durch vorgespannte Menschen

zuerst nach Aachen, dann nach Mastricht u. s. w. im Lande herumgezogen, überall unter großem Zulauf des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Bewohner der Städte öffneten ihre Thore und zogen demselben entgegen. Mochten die Geistlichen übel dreinschauen, die weltliche Obrigkeit hatte den Umzug gestattet. Möglich, daß das Schiff den Wagen jener, von Tacitus eben als Isis bezeichneten Göttin dargestellt habe. Den Namen der Göttin hatte das Volk längst vergessen; auf die äußerliche Feier kam die Lust desselben von Zeit zu Zeit zurück.

Vielleicht kann diese Göttin auch der Frau Hulda, Holda, mit hold zusammenhängend, verglichen werden, welche in Volkssagen und Märchen noch immer als ein höheres Wesen, für die Sterblichen freundliche Gesinnungen hegt. Auch sie fährt auf einem Wagen daher. Wenn es schneit, macht sie nach dem Glauben des Volkes ihr Bett; sie liebt den Aufenthalt am See und Brunnen, hat auch teil am wütenden Heere Wodans und nimmt die Seelen der ungetauft sterbenden Kinder in dasselbe auf. Sie wird als spinnende Frau dargestellt und lohnt als solche die fleißigen Mägde und straft die faulen. Dem Ackerbau aber steht sie nicht minder vor. — Ein ähnliches oder dasselbe Wesen ist in oberdeutschen Gegenden Frau Bertha, Perachta, d. i. die Leuchtende, vielleicht bisweilen in erschreckender Gestalt. Ostara mag die Gottheit des strahlenden Morgens, des aufsteigenden Lichtes gewesen sein, eine freudige heilbringende Erscheinung, deren Begriff für das Auferstehungsfest des christlichen Gottes bei uns verwandt werden konnte. Die Mythen von Freyja und Frigg, deren Namen aneinanderstoßen, vermischen sich wohl geradezu, und so weiß man nicht, ob Freitag ein Tag der Freya oder der Frigg, der Gemahlin des Odin, genannt wurde. — Die Hel (die Verborgene), die Tochter

Lokis und einer Riesin, Schwester des Wolfes Fenrir und einer ungeheuren Schlange, hatte ihre Wohnung tief im Dunkel der Erde unter einer Wurzel des Weltenbaumes Yggdrasil in Niflheim (Nebelheim, dem Muspelheim, der Feuerwelt entgegengesetzt) und nahm die ruhmlos zu Grunde Gegangenen in ihrem finstern Reiche auf. Sie galt als gefräßig, hungrig und unersättlich. Aus ihrem Namen ging dann in der christlichen Zeit die Bezeichnung des Ortes der ewigen Verdammnis, der Hölle, eines mit Flammen erfüllten Pfuhls, hervor. —

Über Götterverhältnisse läßt sich Grimm dann aus und setzt zunächst fest, daß der Glaube unserer Vorfahren den Gottheiten keine unbeschränkte, unbedingte Zeitdauer in ewiger Ruhe und Heiterkeit zugestehe, obgleich ein weit über das menschliche hinausreichendes Lebensziel. Sie müssen in stetem Kampfe mit den finstern Mächten „handelnd und leidend in das große Weltdrama eingreifen." Diese werden einst die Oberhand gewinnen und die bestehende Welt im Feuer verzehren, aber doch nur, damit auch den Göttern eine Läuterung und Reinigung zu teil werde." — Als alte und junge Gottheiten werden dieselben unterschieden: so gilt Wodan für einen bärtigen Greis, Donar für einen kräftigen Mann, Balder für einen blühenden Jüngling. Idunna aber verwahrt Äpfel, durch deren Genuß sich die alternden Götter verjüngen. — Die Gestalt dieser sind der menschlichen ähnlich, nur ungeheuer und noch über das Riesenhafte hinaus. Sie erscheinen plötzlich und verschwinden eben so schnell, insofern sie etwa die Gestalt eines Vogels annehmen. Sprache und Gebräuche haben sie mit den Menschen gemein. Sie lieben Gesang und Spiel, Jagd, Krieg und Mahlzeiten; die Göttinnen vorzüglich Weben und Spinnen.

Zwischen Gott und Menschen stehen, den Heroen vergleichbar, die Helden — Menschen, die gegen das Böse streitend, unsterbliche Thaten ausführten und zur göttlichen Ehre gelangten.

Leibliche Verwandtschaft ist anfangs immer die Ursache einer solchen Erhebung. Tacitus stellt nach alten Liedern den erdgeborenen Gott Tuisko als Urahnherrn unseres Volkes an die Spitze und giebt demselben einen Sohn Mannus, diesem wieder drei Söhne, die unter die Halbgötter aufgenommen wurden und nach denen die Germanen in Ingävones, Iscävones und Herminones zerfielen. — Mit den Helden vergleichbar sind die weißen Frauen, z. B. die drei Schicksalsgöttinnen, die Nornen (Wurt, Verdandi, Scult = das Gewordene, Werdende und Werden-sollende), die eben auch unter einer Wurzel des Weltenbaumes Yggdrasil wohnten, der Himmel, Erde und Hölle verknüpft, — die Walkyren, ausgesandt von Wodan auf das Schlachtfeld, die ruhmvoll gefallenen Krieger zu ihm in die Walhalla zu führen, — die Schwanenjungfrauen, die Weissagungen geben und deuten, (es schwant mir d. i. es ahnt mir) und andere Wesen ähnlicher Art. — Daß man den sterblichen Frauen aber die Gabe, die Zukunft voraus zu wissen, erteilte, geht schon aus den Worten des Tacitus hervor, nach denen in denselben etwas Heiliges und Ahnungsvolles erkannte wurde.

Eine ganze Reihe von Kräfte der Natur personifizierenden Wesen bilden gleichsam ein Reich für sich, Elben und Zwerge genannt. Auf sie führt die Untersuchung unsern Jakob Grimm jetzt. Alle dieselben werden klein und winzig gedacht, die lichten aber (die Elben) wohlgebildet und ebenmäßig, die schwarzen (Zwerge) häßlich und mißgestaltet. Musik und Tanz zieht sie unwiderstehlich an. Indem die Elben in Gras und Blumen wohnen, bergen sich die Zwerge in Schluchten und Höhlen des Gebirges. Diese letzteren bedürfen auch bisweilen der menschlichen Hilfe, besonders in drei Fällen; einmal holen sie Frauen, die kreißenden Zwerginnen Beistand leisten sollen; dann verständige Männer zur Teilung eines Schatzes und zur Schlichtung eines Streites; drittens leihen sie einen Saal für ihre Hoch-

zeit. Immer aber belohnen sie dann durch geschenkte Kleinodien, welche, in der Familie forterbend, Glück und Segen bringen. — Doch klagen sie auch oft über die Treulosigkeit der Menschen. Glockengeläute, Ausrodung der Wälder, Ackerbau und alles, was auf vordringende Kultur hindeutet, stört sie, und so erfolgt denn ein feindseliges Verhältnis zwischen beiden. — Daß Zwerge sich unsichtbar machen können, beweist uns die Tarnkappe Alberichs, die dann in den Besitz Siegfrieds übergeht. Damit hängt Trug und Täuschung zusammen; wohlgestaltete Kinder entwenden sie aus der Wiege und legen ihre eigenen häßlichen oder gar sich selbst an deren Stelle. Den Wechselbalg dann wieder loszuwerden, ist schwierig genug. Auch springen sie unsichtbar dem Menschen auf, und so führt man auch das Alpdrücken (Elb) auf sie zurück. — In Gestalt, Aussehen und Tracht kommen auch die Hausgeister, Kobolde, Heinzelmännchen und dergleichen dem „stillen Volke“ gleich. Sie wohnen gern in Stall, Scheune und Keller der Menschen und erzeigen sich zuthätig und freundlich. — Auch als Wassergeister, als Nixen erscheinen jene überirdischen Wesen in etwas verändertem Aussehen. Der weibliche Teil derselben ist von hoher Schönheit; sie treten, wenn sie z. B. ans Land zum Tanz unter die Menschen gehen, gleich menschlichen Jungfrauen gestaltet und gebildet, auf, nur an einem nassen Kleidersaum erkennbar.

Jötune, Dursen, Hünen, Riesen trotzen, während der Zwerg sich seiner geistigen Überlegenheit bewußt ist, auf ihre sinnlichen Kräfte. Den verständigen Menschen gegenüber wird ihnen Dummheit beigelegt; in der Ruhe sind sie gutmütig und plump, aufgereizt wild und tückisch. Dann schleudern sie Felsen, entwurzeln Bäume, treten mit dem Fuße bis ans Knie in die Erde. Auch werden sie als kunstvolle Baumeister dargestellt, und dem Teufel wird dann manches nacherzählt, das

man ehedem von Riesen berichtete. Der Weltuntergang knüpft sich, wie oben angedeutet, an einen Kampf der Riesen mit den Asen, die Weltschöpfung aber an das Hervorgehen des Urriesen Ymir (der Brauser), auch Örgelmir (der Uralte), aus dem Ginungagap, der Kluft der Klüfte, der dann in seinen verschiedenen Gliedmaßen den Stoff zur Welt gab.

Und so mußten denn auch diese, die Elemente, göttlich verehrt werden. Daß die Erde unter dem Bilde einer Göttin gefaßt wurde, ist schon gesagt worden. Das Wasser fand Anbetung vorzüglich dort, wo das wunderbare Element aus dem Schoße jener hervorbricht. Das Feuer galt als Notfeuer, durch Reibung entstanden, und diente, Heil und Segen bringend, bei bösen Seuchen unter dem Vieh, — oder man unterschied Oster- und Johannisfeuer (Sonnenwende), deren Flammen in ähnlicher Weise wirkten. An des Himmels Ende aber sitzt ein mächtiger Adler, von dessen Flügeln aller Wind über die Menschen kommt.

Da indes die ganze Natur für lebendig galt, da Götter und Menschen sich in Bäume, Pflanzen und Tiere wandelten, so hat auch die Verehrung der organischen Natur nichts Befremdliches. Wir wissen, in welchem hohen Ansehen Wälder und Bäume bei unseren Vorfahren standen, wie Rosse und Opfertiere (Ziefer, althochdeutsch zëbar die opferbaren Tiere, Ungeziefer, die nicht opferbaren) heilig gehalten, und wie unter den Waldtieren, besonders dem Wolf und Fuchs mit Ehrerbietung begegnet wurde. Unter den Vögeln steht der Adler als König oben an, die Raben (des Wodan), Specht, Storch und Schwalbe sind auch hervorzuheben; vor allem aber gilt der Kuckuck als prophetisches Tier. Vögel reden von den Schicksalen der Menschen, und diese können jene verstehen, wenn sie von dem Fleische einer Schlange genossen haben. — Von Vertauschung der Gestalt zwischen Tieren und Menschen (z. B. Werwolf = Mannes-

wolf) erzählt eine Menge von Sagen, und auf Wiesen und Weiden, auch in den Häusern kommen z. B. Schlangen zu einsamen Kindern, trinken mit ihnen Milch und vergessen etwa goldene Kronen, die sie bei ihrem Herannahen erst von den Häuptern auf die Erde niedersetzten.

Die Erscheinungen des Himmels greifen vielseitig, wie Grimm im weiteren Laufe seiner Untersuchung nachweist, in den heidnischen Glauben der Germanen ein. Sonne und Mond galten als Geschwister, und das Volk pflegte bis auf spätere christliche Zeit gern von Frau Sonne und Herrn Mond zu reden. Vor der Verfinsterung beider hatten unsere Vorfahren die größte Furcht; an der zweimaligen Wende der Sonne, zu Weihnachten und Johanni, hielten sie aber ihre höchsten Feste und beobachteten gar manche abergläubische Sitte. — Sommer und Winter stehen im Kampf miteinander, und Tag und Nacht sind feindliche Wesen, wie Licht und Dunkel, Leben und Tod. —

Die entweichende Seele blüht als Blume auf, fliegt als Vogel davon oder fährt über ein Wasser, welches das Reich der lebenden Menschen von dem der Toten trennt. Dort aber empfängt Hel dieselbe, oder sie geht ein in die Walhalla. — Gespenster dagegen sind unberuhigte Seelen, die entweder einzeln als Irrlichter umherhüpfen oder in Masse als wütendes Heer, als Wodansheer, in stürmischen Nächten einherziehen. Der wilde Jäger wird diese Erscheinung genannt. — Auch entrückt sind solche Seelen, in Berge versetzt. Auf dem Kyffhäuser z. B. schläft Kaiser Friedrich (s. o.), der sich dann mit dem Gott Donar identifiziert. — Wie aber auch Holda in den Berg gebannt ist, so findet vorzüglich auf weißgekleidete Frauen oder Jungfrauen der Begriff dieser Bergverwünschung Anwendung, göttliche, halbgöttliche Wesen des Heidentums, die den Blicken der Sterblichen noch zu bestimmter Zeit sichtbar werden; an

liebsten bei warmer Sonne erscheinen sie armen Schäfern und Hirten, die sie etwa reich beschenken. Auf die Bewachung eines verborgenen Schatzes deutet wohl auch der Schlüsselbund, welchen jene oftmals führen. Daran grenzt nun unmittelbar die Vorstellung von Drachen, die entrückte Reichtümer, einen Hort, zu hüten haben. Zur Hebung eines solchen Schatzes bedarf es Stillschweigens und der Unschuld. Um in den Berg zu gelangen, ist gemeinlich eine wegbahnende, thürsprengende Pflanze oder Wurzel, die Wunderblume oder die Springwurzel (s. o.), erforderlich. Auch die Wünschelrute ist ein Mittel, Gold und Schätze in der Tiefe der Erde aufzuspüren. —

In diesem Zusammenhange geht Grimm dann auf die Vorstellung des Teufels (*διάβολος*) und teuflischer Geister ein, welche allmählich in dem Volksglauben so großen Umfang gewann und so feste Wurzel schlug. Dem Heidentume war eine solche fremd. Erst nach Einführung des Christentums wurden die Götter und Riesen in den Teufel und alles, was zu ihrer Verehrung gehörte, in teuflische Gaukelei, Zauberwerk und Hexenwesen verwandelt. Der bekehrte Christ verwarf die Götter der Heiden; in seinem Herzen blieben aber noch Vorstellungen und Gewohnheiten haften, die ohne offenen Bezug auf die alte Lehre, der neuen nicht unmittelbar zu widerstreben schienen. Und im Aberglauben und in abergläubischen Gebräuchen machte sich das geltend. Den Sieg des Christentums feiert aber Jakob Grimm als den einer milden, einfachen, geistigen Lehre über das sinnliche, grausame, verwildernde Heidentum. Roh und rauh muß dieses erscheinen; „doch das Rohe ist seine Einfachheit, das Rauhe seine Treuherzigkeit.“ —

Durch das Werk Grimms hat sich die deutsche Götterlehre — nicht deutsch im Sinne der Grammatik und der Rechtsaltertümer, welche wir germanisch nennen mußten — zu einer selbständigen Wissenschaft erhoben, obwohl es ihm genügte, „treu

und einfach zu sammeln." Er wünschte auch weiter nichts, als daß seine Arbeit für einen Anfang weiterer Forschung in diesem Sinne gelten könne. Wohl ist er hier und da in seinen Kombinationen zu kühn gewesen; wohl hat er sich auch bisweilen in seinen Quellen getäuscht, auch ging ihm die tiefere Kenntnis des heranzuziehenden indischen Altertums ab, wie man sie erst später gewonnen hat. Aber bei alledem ist der unschätzbare Wert seines bahnbrechenden Werkes nicht herabzudrücken. „Es war eine wahrhaft neue Schöpfung, riesengroß gegen alles, was vorher über deutsche Mythologie geschrieben worden." —

Vor allem aber hatte er durch dieses Werk wieder zur Ehre des deutschen Altertums beigetragen, und wie er in den Rechtsaltertümern bewiesen hatte, daß unsere Vorfahren nicht in ungebändigter verworrener Horde lebten, vielmehr in freiem Bunde kräftiger blühender Sitte pflogen, so zeigte er jetzt in der Mythologie, daß ihre Herzen des Glaubens an Gott und Götter voll waren, daß heitere und großartige, wenngleich unvollkommene Vorstellungen von höheren Wesen, Siegesfreude und Todesverachtung ihr Leben beseligten und aufrichteten; daß ihrer Natur und Anlage fern stand jenes dumpfbrütende Niederfallen vor Götzen und Klötzen, das man Fetischismus genannt hat.

Daß sein Interesse an Mythologie wach blieb, zeigt uns das unermüdliche Nachtragen für dieselbe, zeigen uns auch akademische Vorlesungen an wie „über den Namen des Donars über den Liebesgott u. s. w."

Sechstes Kapitel.

Geschichte der deutschen Sprache.

So war Jakob Grimm denn mit seinem Bruder wieder aus
Göttingen nach Kassel zurückversetzt und lebte hier wie ehedem in
tiller Zurückgezogenheit. In dieser Zeit faßte man in Leipzig den
Beschluß, der von so hoher Bedeutung werden sollte, den Brü-
ern Grimm vorzuschlagen, ein großes deutsches Wörterbuch zu
nternehmen, wurde somit der Grund gelegt zu jenem nationalen
Werke, das allerdings erst zwanzig Jahre später zu erscheinen
egann und noch immer im Erscheinen begriffen ist. — Dabei
ühlten sich beide unter den Vorarbeiten dazu im ganzen behag-
ich, „und“, so schreibt Jakob, nachdem er zwei Jahre wieder
n der Heimat verbracht, „hätten wir Protestanten die Sitte
es klösterlichen Lebens ohne anderen Mönchsdienst, so brächte
h darin gern vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage,
ie sich vielleicht umspannen lassen, geborgen zu. Es ist so
eine Natur, daß ich aus Umgang und Lehre immer weniger
elernt habe, als durch mich selbst. Den Gesellschaften abge-
eigter hat mich auch das gemacht, daß fast alle Gespräche auf
nsere öffentlichen Angelegenheiten mit unendlichen Wieder-
olungen führen, was mir fast das Peinlichste an der Sache
t. Was taugte ich nun gar in das Geräusch von Berlin“,
– fügte er noch hinzu; denn es ging ein Gerede von seiner
Berufung dorthin — „was taugte ich nun gar nach Berlin?
ch vermöchte dort weder für mich noch für andere etwas aus-
richten, das nicht an jedem anderen Orte erfreulicher vor sich
nge.“ — Kurze Zeit, nachdem diese Worte geschrieben, erfogte
ine und Wilhelms Berufung nach Berlin dann in der That,
nd — die Verhältnisse ließen keine Wahl — wurde nicht
gelehnt. Bettina von Arnim, ihre Freundin von lange her,

hatte Friedrich Wilhelm den Vierten schon als Kronprinzen für die Brüder gewonnen. Damals schrieb jener ihr: „Die Blicke, die Sie mir in Herz und Sinn der beiden gegönnt haben, erwärmen mich wie der beste Trunk im Rheingau und steigern mein Verlangen, sie die Unsern zu nennen, unsäglich.“ — Schon 1841 wurden beide — auch Alexander von Humboldt hatte sich für dieselben interessiert — als Mitglieder der Königlich preußischen Akademie nach Berlin berufen, und so begann für sie der letzte Abschnitt ihres Lebens.

„Jakob Grimm ist angekommen“ — verzeichnete Varnhagen von Ense, der ihn schon in Wien auf dem Kongreß hatte kennen lernen, eben dort in Berlin unter dem 10. Dezember des Jahres 1840 in sein Tagebuch; einige Tage später: „Die Brüder Grimm haben nun zusammen 3000 Thaler zugesichert bekommen“ — dann: „Jakob Grimm ist bei seinem ersten Vortrage auf der Universität mit glänzendem Leberuf empfangen worden; der größte Hörsaal war dichtgedrängt voll“ — und wieder auf einem andern Blatte: „besuchten mich Jakob und Wilhelm Grimm, die Sprachgewaltigen, die wackern, biedern Männer voll Treue und Mut! Ich hätte sie, unangekündigt, schwerlich erkannt, Jakob hat zu sehr, Wilhelm nicht genug gealtert“, — dann: „ein treffliches Brüderpaar, redlich, schlicht, fleißig und genial in ihrem Beruf!“ — Endlich finden wir in genanntem Tagebuche noch: „Jakob Grimm besuchte mich. — Er hat die edelste Seele, den reinsten Sinn; seine Arbeit ist ihm alles, in ihr ist er scharf und streng, für die Welt von größter Milde. Doch tadelte er Savigny, daß er die Ministerstelle (s. 1842) angenommen, die kurze, zweideutige Ehre dem dauernden sichern Ruhme vorgezogen hat.“ — Das jedoch, was Varnhagen in seinen ja vielfach klatschsüchtigen Tagebüchern noch weiter mitteilt, nämlich, daß Savigny, der damals noch Professor an der Universität war, und Professor Lachmann

(† 1851), der Berufung Grimms entgegengewirkt hätten, ist als Lüge gekennzeichnet und gebrandmarkt worden. „Ich glaube, nicht ohne Ihr Mitwirken" — meint Jakob selbst dann in dem trefflichen Vorwort zu seiner Schrift an Savigny bei Gelegenheit von dessen fünfzigjährigen Doktorjubiläum 1850, „hat sich mir eine Zuflucht in Berlin geöffnet." —

Daß er auch hier mit diesem in gesellige Beziehungen kam, geht aus eben demselben Vorwort hervor; er erzählt nämlich ebendort in edler Einfalt und liebenswertester Weise, wie er zu Königs Geburtstag von ihm zu Tafel geladen worden. — „Zur Mittagstafel bei Ihnen geladen, that ich vorher einen einsamen Gang durch den schon feucht gewordenen Tiergarten. Mein Herz aber gedachte Ihrer und hatte Freude in sich gesogen darüber, daß Ihnen eben vergönnt werde, den 6. Band des römischen Rechts, von welchem seit 1841 nichts erschienen war, herauszugeben und damit jede Besorgnis zu verscheuchen, das große Werk möge unbeendigt bleiben. In der Wilhelmsstraße unter rollenden Wagen angelangt, ging man über breite, belegte Stufen, neben welchen ausländische Gewächse in Kästen standen, hinauf; den mit Kerzen hell erleuchteten, mit Teppichen bedeckten Saal erfüllten viele, dem meisten Teile nach mir unbekannte, glänzend gekleidete Leute, mir konnten sie in dem Gedränge kaum eine Fingerspitze im Handschuh reichen. Dortchen (Wilhelms Gemahlin), wie sie auf meine Bitte zu thun pflegt, hatte auch meine Orden mir an den Rock gemacht, die leicht rappelten und vielleicht doch nicht ganz an der gehörigen Stelle saßen; für unsereinen ist es gar mühevoll, solche Ehrenzeichen hervorzuholen, anzuheften, wiederabzulösen und zu verwahren. Die ganze Gesellschaft nahm nun bald jeder seine Stelle ein, und das Mahl erging sich, wie es der Brauch mit sich bringt, bei überströmenden Speisen und zögerndem, stockendem Gespräch, weil jene von allen Seiten dargereicht und dies nach allen Seiten

zurückgehalten und gespart bleibt: einen unbekannten Nachbar mit Rede zu behelligen, scheut man sich oder mag ihm auf gleichgültige Frage rasch eine karge Antwort geben. Endlich erhoben Sie sich und brachten des Königs Gesundheit, oder wie es heißt, auf den König einen Toast aus. Mich rührte Ihre Stimme, Ihre Worte waren der Gelegenheit entsprechend und mit einer Ihnen natürlichen stillen Sammlung geredet. Ein paar Minuten verstrichen, und es brannte mich auf der Seele, ich war willens aufzustehen, hatte schon das Messer in die Hand genommen, mit dessen Rücken ich an ein Glas schlagen und meiner kurzen Rede Gehör erbitten wollte. Ein vornehmer Mann neben mir, dessen Namen ich nicht mehr weiß, mochte meine innere und äußere Bewegung gewahr worden sein, und als er forschende Blicke auf mich richtete, entdeckte ich ihm unbefangen mein Vorhaben, etwas über Savignys wieder flott gewordenes Buch auszusprechen. Freundlich erwiderte mein Nachbar, er gebe mir zwar anheim, zu verfahren, wie mich gutdünkte, für unangemessen gelte aber an der Tafel, wo die höchste Gesundheit ausgebracht worden, ihr heute eine andere folgen zu lassen. Einer solchen Autorität gegenüber mußte ich freilich meinen Vorsatz und meine Eingebung sinken lassen, wie die Blätter in diesem Monat eins um das andere vom Baume fallen. Kein Zweifel, daß die Berliner Etikette vollkommen begründet stand. Inwendig war ich aber voll Ketzerei und erwog, warum nicht von dem höchsten Toast, wenn er ohne Mittelstufe seinen Gipfel erreicht habe, niedergestiegen und bei einem anderen Ruhepunkt verweilt werden dürfe, wie die Strophe sich abwendet zur Gegenstrophe; betet doch die feierliche Kirche, nachdem sie für den König gebetet hatte, sogleich noch für andere. Ich hätte auch gar nicht einmal von Ihnen viel Aufhebens gemacht, nur von Ihrem Werke ausgeführt, wie es niedergeschlagen habe, daß eine kunstvoll gegründete Burg nicht

bis zur Zinne erbaut worden, von welcher endlich die Fahne herabweht, nun aber frohe Kunde erschalle, die unterbrochene Arbeit sei wieder von frischem angegriffen. An meine vordringenden Worte hätte sich leicht eine gerührte Antwort geschlossen und die ganze vornehme Welt sich erhoben und erheitert gefunden.“ — —

In den ersten Jahren des Berliner Aufenthaltes der Grimms, am 28. Februar 1844, feierten die Studenten Wilhelm Grimms Geburtstag durch einen Fackelzug, der beiden Brüdern galt. Der damals in Breslau schon wegen seiner politischen Gesinnungen und seiner politischen Gedichte entsetzte Professor Hoffmann von Fallersleben, der sich um jene Zeit in Berlin und eben jetzt in dem Hause beider befand, lehnte sich weit zum Fenster hinaus und wurde bei dem Fackelzuge von einzelnen der jungen Leute erkannt. Einer rief: „Hoffmann von Fallersleben hoch“ — und andere fielen jubelnd ein. Dann ging jener auf die Straße hinab und bedankte sich bei den Studenten. Zwei Tage darauf wurde er deshalb aus Berlin ausgewiesen, und wieder ein paar Tage später folgte eine Erklärung von seiten der Grimm, worin sie beklagten, daß eine, von reiner Gesinnung der Studierenden ausgegangene Ehrenbezeugung mutwillig so verdorben worden. Auch brachen sie den Umgang mit Hoffmann von Fallersleben ab, mit dem sie eng befreundet waren, seitdem ihn Jakob mit der Frage, „ob das Heimische nicht auch die Liebe verdiene, die er auf das Klassische verwende“ für die deutsche Philologie gewonnen hatte. Erst 1852 glich sich die Sache mit diesem wenigstens wieder aus; Hoffmann hatte nämlich in demselben Jahre seinen an ihn eingesandten Materialien zum deutschen Wörterbuche ein Blättchen beigelegt mit Worten aus „Markus Hüpfinsholz“ (von Meusebach): „Wie aller Stillstand im Guten Rückgang ist, also auch in der Liebe, aber (nach einer von mir nicht

zuerst gemachten Bemerkung) nicht nur in der Liebe, sondern auch im Hasse. „„Nicht bloß die Liebe, sondern auch der Haß ist veränderlich, und beide sterben, wenn sie nicht wachsen.““ Da nun aber einer menschlichen Seele der Nachtgedanke, daß ihr Groll ewiglich wachsen soll, (wir dürfen es hoffen) gewiß unmöglich ist, so sollte auch keiner dergleichen sich vornehmen, auch nur auf einen Monat, auf eine Woche, auf einen Tag, auf eine Stunde zu zürnen und zu hassen.“ —

Am 24. Juni antwortete Jakob Grimm: „Die Schriftzüge der Adresse waren von bekannter Hand, und die Zusendung bewegte und rührte mich; ich habe keinen Groll auf Sie, und was zwischen uns getreten war, hat mir oft leid gethan. Ihr Herz wird noch so sein, wie es war, als Sie mich zur Zeit des glorreichen Studentenauszugs nach Witzenhausen in Kassel zuerst aufsuchten (1837). Was nun übel und unrecht war, wollen wir vergessen sein lassen.“ — Hoffmann aber schrieb wieder: „Das Vaterland hatte uns zu fest vereint, als daß ich zu glauben vermöchte, diese Vereinigung könne je völlig gelöst werden. Es thut meinem Herzen wohl, daß mein Glaube durch Ihren lieben Brief, den ich den Morgen erhielt, bestätigt worden ist. Und so ist mir denn, als ob die jahrelange Unterbrechung unseres freundschaftlichen Verkehrs nur ein düsterer Traum war, der am Lichte eines schönen Sommermorgens wie von selbst zerrinnt.“ —

Dagegen war Wilhelm Grimm unversöhnlicher, und als der Verleger Hoffmanns in demselben Jahre (1852) das Hannoversche Namenbüchlein von demselben auch an Wilhelm Grimm sendete, ohne jedoch Auftrag dazu von Hoffmann zu haben, schreibt Wilhelm Grimm am 30. September 1852: „Ich bitte Herrn Professor Hoffmann, solche Zusendungen nicht weiter zu veranlassen; für mich ist die Erinnerung an die Vergangenheit zu herb, als daß ich in das erste ungestörte Verhältnis

zurückkehren könnte.“ — Jakob Grimm aber sendete für die litterarische Gabe eine andere, seine schöne Abhandlung über den Ursprung der Sprache. —

Bald fühlte sich derselbe übrigens heimisch in Berlin, und über zwanzig Jahre, bis zu seinem Tode, sollte sein Aufenthalt daselbst währen, auf längere Zeit unterbrochen nur durch eine Reise nach Italien und nach Skandinavien, und durch ein längeres Verweilen in Frankfurt am Main, als er im Jahre 1848 ins deutsche Parlament gewählt worden war. —

Um nämlich an veränderter Luft seine Brust zu stärken, geschah es, daß er in zwei Herbsten nacheinander schnellen Fluges die südliche und die nördliche Halbinsel Europas bereiste, das meerumspülte Italien, das durch die Größe und Herrlichkeit seiner Natur, durch seine reiche Geschichte und durch die zahlreichen Denkmäler seiner Kunst jedes Sinn festhält, und Schweden, „das Land der langen, lichten Sommernächte“ — für den deutschen Forscher klassischer Grund und Boden, wie Italien für jeden, der die Spuren der alten Römer verfolgt. „Grabhügel und Runsteine ragen hier aus der Erde; mächtiger zieht noch die Sprache an, die vom Andrang fremder Wissenschaft später als unsere deutsche berührt, in vielen ihrer innersten Verhältnisse unangetasteter geblieben ist.“ — Grimms Augen weideten sich aber auf diesen beiden Reisen an allem, was von gotischen Handschriften zu Mailand, Neapel und Upsala überhaupt noch vorhanden ist; denn „lieber wollte ich lernen ohne zu reisen, als reisen ohne zu lernen: daß man ausginge in die Fremde und kein großes Geschäft in ihr zu verrichten hätte, erachtete ich für Abbruch von Gewissem und Greifen nach Ungewissem.“ — Seine Reiseeindrücke giebt er uns aber in einem Vortrage am 5. Dezember 1844 in der Berliner Akademie der Wissenschaften. Wir heben einzelne Stellen über Italien daraus hervor: „Wer dem meerumspülten

Italien heutzutage entgegenreist, wird sich eine Küste ersehn, um an ihr rasch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegener Stelle zu landen, gewissermaßen im Besitz der Ferne zu sein, aus welcher ihn nachher langsamere Landwege wieder in seine Heimat führen. Ein über die Alpen bloß landaufwärts Vordringender sorgt immer, nicht alles zu erlangen und seine Lust schwächt sich an Zwischenaufenthalten; frisch von Genua aus selbst am römischen Gebiet sehnsüchtig vorübersegeln und Neapel erreichen, heißt zugleich auch sich Roms versichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbst nach verlebten Sommertagen, viel ruhiger genießen; Staub giebt es auf der Heimreise doch genug zu schlucken, und die reine Wasserstraße ist, wie die alte Sitte des Händewaschens vor dem Gastmahl, eine den Geschmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heitern Himmel, der monatelang keinen Tropfen Regen fallen läßt, wird man drei schwüle Tage und zwei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue, bald grüne Flut weiß aufschäumt und die Sonnenstrahlen wie den Glanz des Mondes und das Flimmern der Sterne, gleich als sprühe sie selbst von Funken, widerspiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit seinen rein und scharf geschnittenen duftigen Bergen. Diese kühne Gestalt des Gebirges rechne ich zu den höchsten Vorzügen Italiens und der Alpen; unsere meisten Berge in Deutschland haben runde, zu verschwommen abgestumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend, sich dahinziehen. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmaß seiner Teile angekündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Gesichts bis zu den im lächelnden Munde bleckenden Zähnen (ein Zeichen der höchsten Schönheit) geschlossen wird; so ist auch den italienischen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelnheiten eingeprägt, die ihren großartigen Eindruck

bewähren. Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Wiesen bald gesengt und ein dort stärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den schön geformten Eichen noch männlicheres Ansehen, und von ihnen sticht die fahle Farbe der Olivenwälder desto angenehmer ab; was aber ließe sich dem schlanken Aufschuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont säumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein zerspritzt und gemächlich nieder, und das Gewitter hat sich schnell entladen. Auf dem Gefilde sind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterscheiden, gelbblumige Aloe zäunt mit ihrem scharfeckigen Blatt sicherer und schöner als Gitter und Mauer; unser Weinstock muß geschnitten an kleinen Stäben aufwachsen, deren Einförmigkeit den poetischen Rebhügeln steifes Ansehen erteilt: dort schlingen sich Ranken der Weinbäume, die, in zwanglose Gruppen gestellt, sich mit schwerbeladenen Armen wie zum frohen Reigen anzufassen scheinen. Gärten stoßen an Wälder, und die Wälder haben die Art fortgesetzter Gärten.

Mit dieser Anmut einer unerreichbaren Natur sucht nun auch das, was durch Menschenhände geschieht, in Einklang zu bleiben, sie nicht zu stören, noch zu verderben. Auf den Heerstraßen laden gefüge Bänke den Wandersmann zum Ruhesitz, zierliche Brunnen zur Labung ein, Namen, die zu wissen nötig ist, stehen mit schöner Majuskel an die Mauern geschrieben. Alle Städte zeigen sich wohl angelegt, alle Dörfer gefällig über das Land verbreitet, wenn auch nicht jedes Haus und Gebäude Forderungen eines reinen Geschmacks genügt, wird doch sichtbarer als anderswo ein Gesamteindruck bewahrt, der keine auffallende Beeinträchtigung leidet. In dem weitläufigen Neapel sind mir tadelhaft entworfene Gebäude aufgefallen; es scheint dort noch ein spanischer Stil fortzuwirken; überhaupt ist die große Toledostraße weit hinter meiner vorausgefaßten Erwar-

tung geblieben; ihr Gewühl, wenn sie rechte Breite hätte und mehr edle Paläste in sich schlösse, müßte ganz andere Wirkung hervorbringen, und doch in dieser Stadt, bei dem nahen Anblick des Meeres, des rauchenden Vesuvs und der mitten in sie hineinragenden Gebirge verstummt aller Tadel. Wer die Anhöhe von Camalduli erstiegen und nach der Stadt, den Seeen und dem Meer herabgeschaut hat, dem wird vielleicht im ganzen übrigen Europa kein Anblick gegönnt sein, der diesem nur in fernem Abstand zu vergleichen wäre. Gegen das tosende Neapel ist Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe, und alle Mannigfaltigkeit seines großen Inhalts, eben weil Natur, Kunst und Geschichte fast im Gleichgewicht stehen, lassen einen doch schnell zu erwünschter Besinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieser stolzen Stadt, die nun über 2600 Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Wasserleitungen erblickt, fühlt man sich für die alten Römer ungleich mehr eingenommen als für die jüngern. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmassen, allenthalben in endloser Reihe strecken sich Mauern; es ist, als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geschichte, und wären sich bewußt einer anderen Bindung, die zusammengestürzt ist. Was würden sie erzählen, könnten sie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das stehen gebliebene Alte aus den Kreisen hervor, die spätere Geschlechter dazwischen und an seine Stelle setzten. Die Neuen bauen für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, sind, wenn sie darüber hinaus wollen, um den Stil verlegen und spielen nutzlos; die Alten richteten ihre großen Werke zu ernsten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Kapitol hinter sich, das Kolosseum vor sich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatikan, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihren Aufwand

zeigen sie nur die engere Schranke der neuen Welt . . . . . .
. . . . Rom ist durch vielleicht ununterbrochen fortgesetzte Überlieferung künstlerischer Fertigkeiten und die glückliche Bergung zahlreicher Denkmale nicht bloß die Wiege der neueren Bildhauerei und Malerei, sondern auch bis auf heute deren Lehrschule und Werkstätte, so daß außer jenen frommen Wallern alle Jünger der Kunst nur in ihren Mauern und unter ihrem Himmel groß erzogen und losgesprochen zu werden glauben. Durch geistreiche Deutsche, nicht Italiener, ist von Winkelmann an bis auf Ottfried Müller unser Auge für Anschauung der Antike gereinigt, und an keinem andern Orte günstiger als in Rom selbst scheint dies unerschöpfliche Studium wärmer angefacht und genährt zu werden. Doch will ich den Eindruck nicht verhehlen, den bei meinem Aufenthalt in dieser Stadt gerade die Anhäufung der Bildwerke und Gemälde in den zahlreichen Sälen und Museen auf mich machte, deren Einrichtung, wo ich nicht irre, zuerst dort angegeben, allmählich über ganz Europa sich verbreitet hat. Ursprünglich waren alle Kunstwerke für besondere Stellen geschaffen und unmittelbar auf sie berechnet; nur an ihnen mochten sie mit voller Wirkung angeschaut und genossen werden. Dem heiligen Bild gebührte sein Platz im Tempel, der Darstellung eines teuern Verstorbenen im Haus, wo sie auf die kommenden Geschlechter sich zu vererben bestimmt war; jede Versetzung von diesen Stätten scheint eine Art Entweihung. Ich sehe wohl ein, daß das Bewahren der längst schon ihrem ursprünglichen Ort entfremdeten Werke oder der von ihnen gebliebenen Trümmer in eigenen Räumen unerläßlich und ihr Aufhäufen ein notwendiges Übel geworden ist, dem Archäologen aber für sein Studium eben unschätzbare Vorteile gewährt; nichtsdestoweniger läßt sich behaupten, solche Sammlungen, in welchen man kein Bedenken trägt, neben Athene Mänaden, neben eine milde Madonna die Abbildung

eines gemarterten Laurentius oder eine flämische Zechgesellschaft zu stellen, seien für den reinen Geschmack statt erweckend verwirrend, und für den Beschauer, der zahllosen Empfindungen und Gedanken hintereinander unterworfen werde, wenn er sie auch sammeln könne, peinlich. — Wie froh rettete ich mich aus der Unruhe solcher Villen und Hallen, so oft es vergönnt war, auf das Forum Romanum, wo mir die halbzertrümmerten Bauten der alten Römer in ihrer unbeschreiblichen stillen Größe entgegenschauten, Tempel, Kolumne, Bogen, Kolosseum, alles noch an natürlicher Stätte haftend und sich selbst das volle Maß gebend. Da hätte ich monatelang ausschließlich herumwandern und meine Gedanken in alle dargebotenen Lagen und Verhältnisse saugen mögen und mich anheischig gemacht, in dieser Zeit über keine andere Kunstschwelle zu treten. Kindisch erschienen mir auch die von den Christen bei solchen Denkmälern überall angebrachten Kreuze, oder gar die in der Mitte des hehren Kolosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer Hervorbringung oder ihres Geistes sich zu bemächtigen; auch war das Umwandeln heidnischer Mauern in christliche Kirchen (wie beim Pantheon schreiend an den Tag tritt) des Christentums, das sich nicht erst ein solches Bett oder Nest zu suchen brauchte, unwürdig.“ — — —

Der Aufenthalt Grimms in Frankfurt 1848 war gleichsam vorbereitet durch ein mehrtägiges Verweilen desselben ebendaselbst im Jahre 1846. Es hatten sich in der alten Kaiserstadt damals die deutschen Germanisten, (d. h. alle diejenigen, die sich mit der Pflege der deutschen Sprache, des deutschen Rechts und der deutschen Geschichte beschäftigten,) zum erstenmale versammelt, und Jakob Grimm wurde unter jubelndem Zurufe zum Präsidenten der Vereinigung einstimmig erhoben. Ludwig Uhland schlug ihn in dem Römersaal dazu vor, wo es war, „als ob einzelne Kaiser aus ihren Rahmen sprängen und unter die Ver-

sammelten träten, sie mit ihrem bloßen Blick anzufeuern oder zu zügeln" — ihn, „in dessen Hand schon seit vielen Jahren alle Fäden deutscher Geschichtswissenschaften zusammenlaufen, von dessen Hand mehrere dieser Fäden zuerst ausgelaufen sind, namentlich der Goldfaden der Poesie, den er selbst in derjenigen Wissenschaft, die man sonst als eine trockene zu betrachten pflegt, im deutschen Recht, gesponnen hat." — Mit rührenden Dankesworten nahm er den Ehrenposten an, Wilhelm Grimm aber besprach vor der Versammlung die Grundzüge zum deutschen Wörterbuche: „Es beginnt mit Luther und schließt mit Goethe. Zwei solche Männer, welche wie die Sonne dieses Jahres den Wein, die deutsche Sprache beides, feurig und lieblich, gemacht haben, stehen mit Recht am Eingange und am Ausgang."

Im nächsten Jahre trat dieselbe Versammlung in Lübeck zusammen, und wieder stand als Vorsitzender Jakob an der Spitze. Hier antwortete er auf einen Trinkspruch auf ihn: „Über mich wird bald Gras wachsen. Wird dann meiner noch gedacht, so wünsche ich, daß man von mir sage, was ich selbst von mir sagen darf, daß ich niemals im Leben etwas mehr geliebt habe, als das Vaterland." —

Vor allem ist während seines Aufenthalts am Frankfurter Parlament als Abgesandter der Stadt Mühlheim an der Ruhr wichtig die Vollendung eines Werkes, das wiederum wohl unsere ganze Bewunderung erregen muß. In der sturmvollen Zeit des Jahres 1848 beendete er dasselbe, voll der Besorgnis, daß nun vielleicht lange diese Studien daniederliegen müßten, bevor das wühlende öffentliche Geräusch ihnen wieder Raum gestatten werde. „Sie müssen uns dann", ruft er in der Widmung dieses seines neuen Werkes an Gervinus aus, mit dem ihn außer Landsmannschaft (er ist in Darmstadt geboren) gemeinsame Forschung und Sinnesart, zu Göttingen auch gleiches Schicksal verbunden hatte — „wie ein edler und

milder Traum gemuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn schlägt, alle unsere Geschichte von Arminius an sei als unnütz der Vergessenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unserer Zeit mit dem heftigsten Anspruch zu hängen. Solcher Gesinnung ist im höchsten Grade einerlei, ob Geten und Goten jemals gewesen seien, ob Luther in Deutschland eine feste Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben habe, das sie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unsere Stärke und Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel ob sie fortan Deutsche heißen oder Polen und Franzosen, gelüstet diese Selbstsüchtigen nach dem bodenlosen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten soll." —

Allein die Besorgnis, daß die Nation dieses sein neues Buch in der politisch hoch aufgeregten Zeit nicht günstig aufnehmen werde, war eine durchaus unbegründete, und in der That ist auch dasselbe für den, der aus seinem Inhalte Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermessen will, ein durch und durch politisches. Lehrt es uns doch, daß unser Volk nach dem abgeschüttelten Joch der Römer seinen Namen und seine frische Freiheit zu den Romanen in Spanien, Italien, Gallien und Britannien getragen, mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christentums entschieden und sich als undurchdringlicher Damm gegen die ungestüm nachrückenden Slawen in Europas Mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurde das Schicksal des ganzen Mittelalters. Aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten die Franken, Burgunden, Langobarden und Westgoten gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet. Mit dem Aufgeben derselben gingen sie uns und großenteils sich selbst verloren; „Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserm Reich, wir sagen noch nicht unwiederbringlich, entfremdet. Viel zäher

auf ihre Muttersprache hielten die Slawen, und darum kann uns heute ein übermütiger Slavismus bedrohen; in unserer innersten Art lag ja etwas Nachgiebigeres, der ausländischen Sitte sich Anschmiegendes, — sollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht genesen?"

Das Werk Grimms aber, von dem hier die Rede, ist seine „Geschichte der deutschen Sprache", nicht wie man nach seinem Titel vermuten sollte, eine Darstellung der Entwickelung der deutschen Sprache von Ulfilas bis auf unsere Tage, aber bedeutsam und von hoher Wichtigkeit, indem der Verfasser zum erstenmale zeigt, wie der Sprache überraschendste Aufschlüsse über die fernliegendsten Geheimnisse der ältesten Kulturgeschichte unserer Nation, die uns kein Historiker aufbewahrt hat, abzulocken sind, wie die Geschichte aller deutschen Stämme ungleich tiefer als bisher geschah, getränkt werden könnte aus dem Born der Sprache. Denn „es giebt ein lebendigeres Zeugnis über die Völker als Knochen, Waffen und Gräber — Stein-, Bronze- und Eisenzeit —, und das sind die Sprachen." — Die Forschung, der Grimm anhing, hatte ihn doch nie dermaßen befriedigt, daß er nicht immer von den Wörtern zu den Sachen gelangt wäre. „Ich wollte", sagt er selbst, „nicht bloß Häuser bauen, sondern auch darin wohnen. Mir kam es versuchenswert vor, ob nicht der Geschichte unseres Volkes das Bett von der Sprache her stärker aufgeschüttelt werden könnte, und wie bei Etymologieen manchmal Laienkenntnis fruchtet, umgekehrt auch die Geschichte aus dem unschuldigern Standpunkt der Sprache Gewinn entnehmen sollte." — Und so benutzte Jakob Grimm die Sprache nicht nur als Hilfsmittel, sondern auch als Quelle der Geschichte. „Und zwar ist es", wie ein neuerer Historiker sagt, „die älteste Geschichtsquelle, die es überhaupt giebt. Denn alle andern Quellen, Altertümer und Inschriften, wie Chroniken und Urkunden,

beginnen erst in einer relativ späten Zeit, wenn das Volk bereits einen bestimmten Kulturgrad erreicht hat, während die Sprache so alt ist wie das Volk selbst, als dessen vornehmstes geistiges Unterscheidungszeichen sie sich ausgebildet hat." —

Vor allem aber galt es Grimm in seiner Geschichte der deutschen Sprache, die, schon von dem Geschichtsschreiber Jornandes, Bischofs von Croton im sechsten Jahrhundert, behauptete Identität des deutschen Volksstammes der Goten mit dem thrakischen Stamme der Geten darzulegen. Denn „es giebt alte, durch die historische Kritik in Acht und Bann gethane Meldungen, deren untilgbarer Grund sich immer wieder Luft macht, wie man sagt, daß versunkene Schätze nachblühen und von Zeit zu Zeit im Schoße der Erde aufwärts rücken, damit sie endlich noch gehoben werden." —

Mit dem Beweise einer solchen Zusammengehörigkeit wäre unserer Geschichte ein weiterer Hintergrund geöffnet, der uns die Abkunft des deutschen Volkes aus dem Osten aufs anschaulichste gewahren ließe. Die Identität zugestanden, würden wir den germanischen Stamm der Goten unter dem Namen der Geten oder Massageten d. h. der großen Geten bis in die Zeit des persischen Reiches unter Cyrus und bis in jene Lande zwischen dem kaspischen See und dem Belurtag zurückverfolgen können. Östlich von denselben finden wir aber schon früh die Saci oder Sacae, westlich die Dai oder Dahae, dann auch Daci genannt. Später sind nun diese drei Völkerschaften nebeneinander an der unteren Donau, noch später als Gothi, Daci oder Dani und Saxi oder Saxones in Skandinavien und im Norden Deutschlands seßhaft: die Goten, die Dänen und die Sachsen. Die Straße also, die jene Völker von Asien nach Europa gezogen, läge nun klar vor unsern Augen. Über die Wolga im Norden des kaspischen Sees sind sie gewandert, und ihr Weg wird wohl auch die Heerstraße aller andern Völker

gewesen sein. Freilich, diese ganze Darlegung fällt in nichts zusammen, wenn die Identität der Goten und Geten nicht zugegeben werden kann — und in der That, gar manche gewichtige Stimme in der Wissenschaft, Georg Waitz und Müllenhoff z. B., haben sich mit aller Entschiedenheit gegen eine solche Annahme erklärt.

Indes, sollte Grimm auch in diesen und andern Kombinationen zu kühn gewesen sein, so bleibt seine „Geschichte der deutschen Sprache“ doch immerhin ein bedeutendes Werk, indem es eine „Menge beiläufig geführter Untersuchungen mit ihren Resultaten, eine Fülle von geistvollen und tiefsinnigen Belehrungen und Bemerkungen enthält, welche insbesondere, wo sie das Gebiet der Sprache, Grimms eigentliche Heimat, berühren, sich zum größten Teil in unanfechtbare Wahrheiten verwandeln.“ — Zuerst bietet es eine allgemeine Schilderung der Zeitalter, des Hirten-, Krieger- und Jägerlebens, seiner Übergänge in den Ackerbau, in geordnete Fest- und Jahreszeiten, dann ein aus Glauben, Recht und Sitte urverwandter Völker gegriffenes Bild, überall durch Einklänge der Sprache gehalten und belebt; ferner handelt es von der Abtrennung der Germanen von den verwandten Völkern (der neunte Abschnitt „Thraker und Geten“), bespricht die alten germanischen Stämme, beschäftigt sich mit denjenigen deutschen Dialekten, die der Schrift teilhaftig geworden sind, und redet von den hervorragendsten Bildungsmitteln und Bildungen erschöpfend, die in diesen sechs Dialekten (gotisch, hochdeutsch, niederdeutsch, angelsächsisch, friesisch und nordisch) walten. Dabei kam es ihm vor allem auch darauf an, — „und das ist aller meiner Forschungen Ergebnis“ —, daß unsere deutsche Sprache sich leiblich zunächst an die slawische und litauische, in etwas fernerem Abstand an die griechische und lateinische anschließt, doch so, daß sie mit jeder derselben in einzelnen Teilen zusammenhängt. Noch weiter ab liegt

ihr die keltische, obwohl sich auch hier die Verwandtschaft kund giebt.

Voll aber von interessanten Einzelnheiten ist das Werk und voll auch von sinnigen Bemerkungen. In der Vorrede schon berührt er z. B. „eine löbliche Eigenschaft deutscher Arbeiten“, die er darin findet, „daß sie nicht alles abthun, noch vorschnell zu Schlusse bringen, sondern sich auch unterwegs gefallen, an unvorhergesehener Stelle niederlassen und Beete anlegen, die noch fortgrünen, nachdem das Hauptfeld schon in rüstigere Hände übergegangen ist; französische und englische Bücher, welchen an sorgsamer Ausgleichung des Inhalts mit der Form allzuviel liegt, pflegen, wenn sie veralten, leicht entbehrlich zu werden.“ — Das Kapitel von den Hessen aber leitete er mit den Worten ein: „daß ich von ihnen ausführlicher handle, als dieses Buches ganzer Anlage gemäß scheint, wird keinen, der mich kennt, verwundern, da ich an meiner Heimat, in der meines Bleibens nicht war, immer lebhafter hing und noch hänge.“ — Bei Besprechung der Falkenjagd, eines Brauchs, den unsere Vorfahren nicht von den Römern empfingen, sondern bereits vor ihnen kannten und mit anderen rückwärts im Osten hausenden Völkern gemein hatten (vierter Abschnitt), sagt er: „Der Mensch, wenn er Tieren nachstellt, kann dazu des Tieres selbst nicht entbehren. Dem Jäger gesellt sich sein Hund, um das Wild aufzuspüren, behend zu ergreifen und festzuhalten; es ist, als gehe kein Geschlecht zu Grunde, gegen das nicht aus seiner eigenen Mitte Helfer dem Feinde auferstehen. Unser Altertum pflegte aber nicht allein Hunde abzurichten, sondern auch Raubvögel zu zähmen, die es in die Luft aufsteigen und nach der Beute stoßen ließ. Erst dadurch erreichte die Jagdlust ihren Gipfel. — Es kann keine edlere Jagd ersonnen werden, als wenn der Jäger, ausreitend durch die Wälder, den Falken auf der Hand

hielt und den Hund vor sich laufen hatte; welches Tier auf dem Felde oder in den Lüften möchte ihm entrinnen? Durch das Pulver ist, wie der Krieg grausamer und unmenschlicher, die Jagd tückischer und weniger poetisch geworden: ein feiger Schuß erlegt das stolzeste Tier aus weiter Ferne, das gegen Speer und Pfeil noch seine letzte Kraft aufbieten konnte. Wie wissen die Dichter, den kühnen Flug des Falken und seine leuchtenden Augen in ihre Bilder und Gleichnisse zu ziehen.“ — Eine solche Bemerkung sinniger Art ist nicht minder jene, die er in einem anderen Kapitel macht: „Bei den Germanen und Slawen scheint die Naturanschauung tiefer als bei den Griechen und Römern, in deren Anthesterien und Floralien frohe Festlust sich ausließ. Wo die Natur in voller Pracht herrscht, zeigt sie geringere Macht über den Menschen, als wo sie karges Haus hält. Darum wurzelte die echte Tierfabel auch mehr bei uns, Slawen, Littauern und Finnen; die Griechen strebten sie ethisch oder politisch zu verwenden und langten mit kleinen Stücken aus.“ — Und als er in dem dreißigsten Kapitel einen Rückblick thut, leitet er denselben ein mit den Worten: „Wie die alten Kämpfer, den Helm abbindend und an die Luft stehend, sich in den Ringen kühlten, will auch ich meinen Lauf einhalten und mich verschnaufen“, — oder im weiteren Verlauf dieses retardierenden Kapitels: „Ohne Zweifel war den Römern das reichhaltigste Material zu Sprachvergleichungen dargeboten, wenn sie Sinn dafür gehabt hätten, es zu ergreifen. Ihre Weltherrschaft und der Gebrauch, gefangene Könige, Priester und Krieger im Triumph aufzuführen, vorzüglich aber unter besiegten und befreundeten Stämmen Hilfsvölker zu werben, die wiederum in entlegene Teile des Reiches versandt wurden, brachte sie in langen Verkehr mit Ausländern;“ — oder in der Widmung an Gervinus die Schlußworte, welche wie an eine Prophezeihung gemahnen: „Mein Blick sucht in die lichte

Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht. Vielleicht bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft teilen: Romanen, Germanen und Slawen. Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und Dänen der schlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht ist, wird auch unser gegenwärtiger Hader mit den Skandinaviern sich neu veredeln zu brüderlichem Bunde zwischen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinschaft laut begehrt. Wie sollte denn, wenn der große Verein sich binnenmarken setzt, die streitige Halbinsel nicht ganz zum festen Lande geschlagen werden, was Geschichte, Natur und Sage fordert; wie sollten nicht die Jüten zum alten Anschluß an Angeln und Sachsen, die Dänen zu dem an Goten wiederkehren? Sobald Deutschland sich umgestaltet, kann Dänemark unmöglich wie vorher bestehen." —

Im Jahre 1853 erschien eine zweite Auflage dieses Werkes (eine dritte mit Bemerkungen aus dem Nachlasse des Verfassers kam erst nach dem Tode desselben 1867 heraus).

Grimm, der sich nach fast halbjähriger Abwesenheit in Frankfurt von den bald erhebenden, bald niederdrückenden Geschäften des öffentlichen Lebens wieder froh zur gewohnten stillen Arbeit, der in seinen Augen nichts von ihrem Reize abgegangen war, gewendet hatte, war 1853 schon tief „bis über die Schultern" ins deutsche Wörterbuch vergraben. So ungeschwächt demnach auch seine Lust an dem Werke „Geschichte der deutschen Sprache" geblieben war, so konnte er doch das rasch geschriebene Buch, das nach seiner Gewohnheit vor Beginn des Druckes nur begonnen, nicht vollendet war, nicht einer neuen Prüfung unterwerfen, ihm nicht ein größeres Ebenmaß oder eine wesentliche Erweiterung geben. Unverändert wurde daher die zweite Auflage gedruckt. —

Siebentes Kapitel.

Das deutsche Wörterbuch.

Wie gesagt, Grimm war damals schon tief vergraben in der Arbeit des deutschen Wörterbuchs; wie, wenn feine, dichte Flocken tagelang vom Himmel niederfallen, bald die ganze Gegend in unermeßlichem Schnee zugedeckt liegt, wurde er gerade von der Masse aus allen Ecken und Ritzen auf ihn andringenden Wörtern gleichsam eingeschneit. Zuweilen wollte er wohl sich erheben, alles wieder abschütteln, aber die rechte Besinnung blieb dann nicht aus, und er wendete seine Zeit auch weiter dem Wörterbuch zu. Seit Adelung und Kampe war nichts Nennenswertes auf dem Gebiete der deutschen Lexikographie geleistet worden und deshalb das Bedürfnis eines neuen wissenschaftlichen Wörterbuchs ein allgemein gefühltes. Da unternahmen es die Gebrüder Grimm, aufgefordert von der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, in jener drückenden und zugleich doch erhebenden Zeit ihrer Verbannung aus Göttingen, ein solches zu geben und ihre „unfreiwillige Muße auszufüllen." „Beinahe hieß es, sagt Jakob Grimm selbst, warm gepflegte Arbeiten aus dem Nest stoßen, eine neue ungewohnte und mit jener, aller nähern Verwandtschaft zum Trotz unverträgliche, ihre Fittiche heftiger schlagende darin aufzunehmen. Auf deutsche Sprache von jeher standen alle unsere Bestrebungen, den Gedanken, ihren unermessenen Wortvorrat selbst einzutragen, hatten wir doch nie gehegt, und schon der mühsamen Zurüstungen sich zu unterfangen, konnte den für die Ausdauer unentbehrlichen Mut auf die Probe stellen. Aber im Vorschlag lag auch etwas Unwiderstehliches, das sich gleich geltend machte und zum voraus allen Schwierigkeiten, den vor Augen schwebenden wie solchen, die sich erst, wenn Hand angelegt werden

sollte, erzeigen würden, und die vorauszuschauen unmöglich ist, die Spitze bot. Wir erwogen und erwogen; ein unabsehbares, von keinem noch angelegtes, geschweige vollbrachtes Werk öffnete allenthalben die fernsten Aussichten: es gab weder ein deutsches Wörterbuch noch einer andern neuern Sprache in dem umfassenden, ausgedehnten Sinn, den wir ahnten, welchem gerade jetzt mehr als irgend 'wann mit treu aufgewandten Kräften Folge geleistet, mit reger Teilnahme entgegen gekommen werden könnte. Sein ungeheuerer Wust sollte nun auf unsere vier Schultern fallen: Das schien sie zwar zu erleichtern und verteilen, indem ihm aber auch zwei Häupter erwuchsen, die notwendige Einheit, wo nicht des Entwurfs, doch der Ausführung zu gefährden. Dies Bedenken jedoch hielt keinen Stich gegen die stete Gemeinschaft, in der wir von Kindesbeinen an gelebt hatten, die wie bisher auch künftig unsere Geschicke zu bestimmen und zu führen befugt war. Eingedenk des uralten Spruchs, daß ein Bruder dem andern wie die Hand der Hand helfe, übernahmen wir willigen und beherzten Entschlusses, ohne langes Fackeln das dargereichte Geschäft, zu dessen Gunsten auch alle übrigen Gründe den Ausschlag gegeben hatten." —

Ein heilbringendes Gestirn für ein solches Werk erkannte Jakob in dem hohen Aufschwunge der deutschen Philologie und in der warmen Empfänglichkeit des Volkes für seine Muttersprache, wie sie beide bewegt wurden durch die erstarkte Liebe zum Vaterlande und untilgbarer Begierde nach festerer Einigung. „Was haben wir denn Gemeinsames, mußte er damals noch hinzufügen, als unsere Sprache und Litteratur?" —

Vierzehn Jahre hatten die Vorarbeiten beansprucht; unter der regsten Beteiligung der Nation hatte eine große Menge von Gelehrten das Ausziehen der einzelnen Schriftsteller übernommen, und so wuchs das auf diese Weise gewonnene Material zu einem kleinen Berge heran; war doch eine Million jener

Zettel von bestimmter Länge und Breite eingegangen. Sechs Monate allein nahm das Sortieren derselben nach dem Alphabet in Anspruch, das von besonders dazu Beauftragten gemacht wurde. Jetzt erst gingen die Verfasser ans Werk. —

Beide Brüder treten so wieder gegen das Ende ihres arbeitsvollen und ruhmreichen Lebens zu einer wissenschaftlichen, fast ins Unabsehbare reichenden Arbeit zusammen, und beide Brüder stehen auf dem Titel des Werkes. Allein in Anbetracht, daß Jakob, indem er zuerst die Feder ansetzte, die Methode der Behandlung schaffen mußte und daß Wilhelm lediglich den Buchstaben D bearbeitet, dürfen wir das gewaltige Werk doch wohl hauptsächlich als eine That Jakobs bezeichnen. Als er an dieselbe herantrat, sagte er zu Wilhelm: „Ich will das A nehmen, nimm du das B“ — „das kommt mir zu bald“, versetzte jener, „laß mich mit D beginnen.“ Das that er, und der Tod überraschte ihn bald, nachdem er den Buchstaben beendet hatte. — Und so ist denn auch die schöne Vorrede zu dem epochemachenden Werke von Jakob, worin es heißt: „Längst entbehrt unsere Sprache des Dualis, dessen ich mich hier immer bedienen müßte, und den Pluralis fortzuführen, fällt mir zu lästig. Ich will das viele, was ich alles zu sagen habe, und von dem auch meine eigensten inneren Empfindungen beschäftigt oder angefochten werden, frischweg in meinem Namen aussprechen; leicht wird, sobald er künftig das Wort ergreift und seine weichere Feder ansetzt, Wilhelm meinen ersten Bericht bestätigen und ergänzen.“ — Mit dem Entschluß, in dem Wörterbuch wie in einem Füllhorn in ungeahntem und noch nicht überschautem Reichtume die gesamte neuhochdeutsche Schriftsprache darzubieten, wie sich dieselbe etwa seit der Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts entwickelte, ging er an das Riesenwerk. Er wollte ein Heiligtum der Sprache gründen, ihren ganzen Schatz aufstapeln und zu ihm den Eingang für jeden

offen halten; denn die Sprache ist ja allbekannt, und doch auch ein Geheimnis. Wie sie den Gelehrten mächtig anzieht, hat sie auch der Menge natürliche Lust und Neigung eingepflanzt. Diese Neigung und Empfänglichkeit kommt dem Verständnis auf halbem Wege entgegen, und deshalb schon, meint Jakob Grimm, braucht ein Wörterbuch nicht nach platter Deutlichkeit zu ringen; es darf und muß streng wissenschaftlich sein. Die lateinische Worterklärung, das Zurückgehen auf das Gotische, Alt- und Mittelhochdeutsche, um die ursprüngliche sinnliche Bedeutung eines Wortes zu erfahren, wird uns deshalb in dem Grimmschen Werke nicht befremden. Ist doch gar nicht not, daß alles sofort verständlich sei, bei wiederholtem Aufschlagen wird es klarer, immer klarer werden. Mögen die Leser doch auf den unabsehbaren Strecken der Sprache nach Bienenweise sich nur in die Kräuter und Blumen niederlassen, zu denen ihr Hang sie führt und die ihnen behagen. „Fände bei den Leuten", ich lasse Grimm selbst wieder reden, „die einfache Kost der heimischen Sprache Eingang, so könnte das Wörterbuch zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden. Warum sollte sich nicht der Vater ein paar Wörter ausheben und sie abends mit den Knaben durchgehend, zugleich ihre Sprachgabe prüfen und die eigne auffrischen? Die Mutter würde gern zuhören. Frauen mit ihrem gesunden Mutterwitz und im Gedächtnis gute Sprüche bewahrend, tragen oft wahre Begierde, ihr wunderbares Sprachgefühl zu üben, vor die Kisten und Kasten zu treten, aus deren wie gefaltete Leinewand lautere Wörter ihnen entgegenquellen: ein Wort, ein Reim führt dann auf andere, und sie kehren öfter zurück und heben den Deckel von neuem." —

Heben auch wir jetzt den Deckel des Wörterbuchs auf Augenblicke empor. Zunächst befremdet uns da wohl der lateinische Druck des Buches. Ein deutsches Wörterbuch mit

lateinischer Schrift? — fragt mancher vielleicht nicht ohne Staunen. Als wäre die Schrift, die wir deutsche nennen, ursprünglich wirklich eine deutsche gewesen! Unsre wahrhaft nationale Schrift, wie man sie kannte in den Wäldern Germaniens, war die sogenannte Runenschrift, also genannt — Rune heißt das geheimnisvolle Zeichen — weil man vor allem aus ihr das Geheimnis der Zukunft erschließen wollte. Man ritzte die Runenzeichen nämlich auf Stäbe von der Buche ein, streute diese dann auf ein Tuch, wie es der Zufall gab, stellte sie, dieselben wieder auflesend, zusammen, und in den so entstehenden Worten und Lauten fand man die Antwort der Götter auf die ihnen gewordene Frage. Der Ausdruck „Buchstabe" und die Bezeichnung „lesen" erklären sich also aus diesem Gebrauche. Das Runenalphabet vertauschten jedoch die deutschen Völkerschaften im Mittelalter, sobald sie das Bedürfnis der Schrift mehr fühlten, mit dem lateinischen, das ja im ganzen Abendlande Geltung hatte. Allein seit dem dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert begannen die Mönche in ihren Klosterzellen beim Abschreiben der Bücher, zunächst wohl, um sich das einförmige Geschäft des Abschreibens einigermaßen angenehmer zu machen, die runden Züge der lateinischen Zeichen an den Ecken auszuspitzen; ähnlich wie man den Rundbogen der kirchlichen Baukunst in den gotischen Spitzbogen umwandelte. Dadurch entstand allmählich ein neues, eckiges, verschnörkeltes Alphabet, und als die Buchdruckerkunst erfunden worden, goß man die Typen ganz wie sie in den Handschriften üblich waren. So behielten denn die ersten Drucke des fünfzehnten Jahrhunderts diese neue Buchstabenform bei, gleichviel ob für lateinische, französische oder deutsche Bücher. Von Italien aus machte sich jedoch gar bald eine Reaktion geltend, und im sechzehnten Jahrhundert bereits wurde das lateinische Alphabet wenigstens für die klassischen Schriften wieder hergestellt; das andre aber,

man darf es eben das eckige nennen, für die Werke in den modernen Sprachen, hier längere, dort kürzere Zeit, in Deutschland für die Muttersprache entschieden und durchaus beibehalten. Deutsch darf jedoch immer diese Schrift nicht genannt werden, da sie außer in Deutschland, auch in England, in den Niederlanden, in Skandinavien und bei den Slawen römischer Kirche herrschte. Engländer uud Niederländer entsagten ihr nach und nach gänzlich, die Polen haben sich gleichfalls von ihr losgerissen, die Böhmen und Schweden heutzutage meistenteils, so daß sie gegenwärtig außerhalb Deutschlands nur noch in Schweden hier und da, in Dänemark unangefochten bis auf den Sprachforscher Rask, in Liefland und Littauen, in Estland und Finnland herrschend ist. In Berücksichtigung des dargelegten Verhältnisses nun glaubte Jakob Grimm in seinem Wörterbuche, wie er schon in seinen früheren Werken gethan, auf die reine, runde lateinische Schrift zurückgehen zu müssen, indem er dafür neben dem geschichtlichen Grund zugleich noch einen zweiten praktischen — es ist eben ein Alphabet weniger zu lernen — und einen ästhetischen — die runden Formen sind doch schöner als die eckigen — geltend macht. Das köstliche Mittel aber, ruft er aus, das fliegende Wort zu fassen, zu verbreiten und ihm Dauer zu sichern, muß allen Völkern eine der wichtigsten Angelegenheiten sein, und die Freude, welche eine vollkommene Schrift gewährt, trägt wesentlich bei dazu, den Stolz auf die heimische Sprache zu erhöhen und ihre Ausbildung zu fördern. Vor mehr als 800 Jahren zu Notkers Zeiten in St. Gallen war es besser um die deutsche Schrift bestellt." —

Neben dem lateinischen Drucke würde uns in dem Wörterbuche auch die Rechtschreibung, die Orthographie, doch manches Befremdliche zeigen, so gleich, wenn wir die Hauptwörter, die Substantiva, klein geschrieben finden. Aber in der That,

warum sollen wir dieselben mit einem großen Anfangsbuchstaben versehen — geschieht das in irgend ein andern Sprache? — geschah es früher in unsrer deutschen Sprache?

Aus den mit dem Pinsel hinzugemalten Initialen der Handschriften entsprang die verbogene und verzerrte Gestalt des großen Buchstabens, der Majuskel, die auch in den ältesten Drucken noch nicht gesetzt, sondern mit Farbe eingetragen wurde. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts führte sich dann, zuerst schwankend und unsicher, endlich entschiedener der Gebrauch ein, die Auszeichnung des großen Buchstabens auf alle Substantiva zu erstrecken, während die die lateinische Schrift pflegenden Völker nie auf den Gedanken kamen, dieser, wie Grimm sich ausdrückt, sinnlosen Verkleisterung der Substantiva zu huldigen. Diese aus unserer Sprache wieder zu entfernen, ist aber nun ein Streben desselben, das Hand in Hand geht mit dem Bemühen, überhaupt die Gebrechen unserer allerdings seltsamen Orthographie zu heilen. Dieselben liegen aber in der unbefugten und regellos schwankenden Häufung der Vokale und Konsonanten. So behandelt man die Dehnung der Vokale auf vierfache Art, indem man sie entweder unbezeichnet läßt oder den Vokal verdoppelt, oder auch ein **h** und nach **i** ein **e** einzuschieben sich veranlaßt sieht. Wenn nun aber die Verwendung mehrerer Mittel für ein und denselben Zweck an und für sich schon von Übel ist, so muß die regellose Wahl bald dieses, bald jenes Dehnungszeichens fast unerträglich erscheinen. Wenn man l a h m und z a h m mit **h** schreibt, warum nicht auch k a m? — oder umgekehrt, wenn k a m und N a m e ohne **h** gilt, warum nicht auch z a m und l a m? Wer W a h l, i h n, B ü h n e mit **h** versieht, der dürfte bei S c h w a n und v i e l dasselbe nicht vergessen. Aber wie kommt der Buchstabe **h** überhaupt dazu, als Dehnungszeichen verwendet zu werden? — Warum B e e r e mit doppelt **e** und W e h r e mit **h**? — Am fühlbarsten wird

die Unsicherheit, wenn sie in den Formen desselben Wortes, derselben Wurzel und in vollkommen ähnlichem Fall vortritt. Ihr mit h zu setzen und wir, dir, ohne dasselbe, ist ebensowenig Grund, als ihm und er durch die Orthographie zu scheiden. Nicht besser steht es mit th; Thal, Theil haben es, Tugend, Tag zeigen es nicht und werden doch auch lang ausgesprochen. — Bei der Bezeichnung der Kürze durch Verdoppelung der Konsonanten findet dieselbe heillose Willkür statt; fett und Sinn haben doppelten Konsonanten, bin, hin, an u. s. w. dagegen nur einfachen; du kannst hat Doppel-n, die Kunst nur eins — wo ist dabei die Regel? Es kann hier nicht meine Absicht sein, die Übelstände unserer Rechtschreibung an der Hand Grimms noch weiter zu verfolgen; eine Besserung scheint hier dringend geboten, allein mit weiser Beschränkung, nur darf zunächst an dem hergebrachten Brauche gerüttelt werden, und so versucht Grimm immer nur in dem Wörterbuche eine Abhilfe anzubahnen. In der Folgezeit sind zahlreiche Versuche gemacht worden, eine neue Orthographie auf Grund dieser Erörterungen für die Schulen zu schaffen, ein Streben, das neuerdings durch die neue Rechtschreibung im ganzen deutschen Reich zunächst wohl einen Stillstand erlitten hat. —

Im Jahre 1854 erschien der erste Band des Wörterbuchs bei Hirzel in Leipzig (die Weidmannsche Buchhandlung hatte sich unterdessen in Hirzel zu Leipzig und Reimer zu Berlin geteilt), auf das der Deutsche mit Stolz und Freude blicken darf. „Deutsche geliebte Landsleute“, schließt Grimm die Einleitung, die er diesem Teile voranstellt, „welches Reichs, welches Glaubens ihr seid, tretet ein in die euch allen aufgethane Halle eurer angestammten uralten Sprache, lernet und heiliget sie und haltet an ihr, eure Volkskraft und Dauer hängt in ihr. Noch reicht sie über den Rhein, in das Elsaß bis nach

Lothringen, über die Eider tief in Schleswig und Holstein, am Ostseegestade hin nach den Karpathen in Siebenbürgens altdakisches Gebiet."

Nach sechs Jahren erst folgte der zweite Band (1860), der teilweise von Wilhelm Grimm herrührt (D.), und im Jahre 1862 der dritte, der letzte, der von des Meisters eigener Hand vollendet worden. Der Tod ereilte ihn über der Fortsetzung, und so mußte diese bewährten Schülern überlassen bleiben. An Stelle des Meisters traten nun Professor Weigand in Gießen, der Verfasser eines selbständigen deutschen Wörterbuchs, der aber schon 1878 starb; Professor Heine in Basel, Professor Lucae in Marburg, der aber bald wieder zurücktrat, vor allem Professor Hildebrand in Leipzig, der bisherige von Grimm hochbelobte Korrektor des Werkes, Professor Lexer in Würzburg, der Herausgeber eines mittelhochdeutschen Wörterbuchs. Auf etwa sechstehalbtausend Spalten hatte Jakob Grimm fast allein gegen 50000 Wörter verzeichnet, eine Zahl, die dann erst richtig von uns ins Auge gefaßt wird, wenn man bedenkt, daß ein Mensch im Gespräch über nicht viel mehr als dreitausend Wörter gebietet, daß selbst ein Redner mit ungefähr zehntausend auskommt und daß Shakespeare seine sämtlichen dramatischen Werke mit fünfzehntausend geschrieben hat. — Frucht war das letzte Wort, das Grimm behandelt; „in der Mitte dieses Artikels stand die Feder eines der tiefsinnigsten und unermüdlichst-energischen Forschers und Denkers für immer still;" Frucht tragen sollen und werden seine Werke fort und fort. — Eines vierten Bandes erste Abteilung, erste Hälfte ist 1878 ausgegeben worden, der fünfte Band schon 1873, des vierten Bandes zweite Hälfte 1877. Außerdem sind fünf Lieferungen von des vierten Bandes erster Abteilung zweiten Hälfte bis 1883, zwölf Lieferungen vom sechsten Band bis 1884, vier Lieferungen vom siebenten Bande bis 1883 erschienen. —

1824 Spalten umfaßt der erste Band, der zweite 1776, der dritte 1904, des vierten Bandes erste Abteilung 2552, desselben Bandes zweite Abteilung 2408, der fünfte Band 2916. Also ein kolossales Werk, und noch lange nicht beendet, — ein Werk, dessengleichen noch für keine andere Nation besteht. —

Auf dem ersten Blatte im Wörterbuch findet sich auch das Brüderpaar abgebildet. Das Bild ist nach einer etwa aus dem Jahre 1845 aufgenommenen Daguerreotypie entworfen. Jakob Grimm steht neben seinem sitzenden Bruder Wilhelm. „Dieser etwas groß, gestreckter und hagerer Figur, schlichten Haares, Jakob dagegen runden Antlitzes, geneigten Hauptes, mit vollem, lockigem, weißem Haar . . . . Dies Bild giebt zugleiche eine Darstellung einer Brüderlichkeit, eines gemeinsamen Lebensganges, gemeinsamer Arbeit, einer Einigkeit und Friedsamkeit so ohnegleichen, so zauberisch anmutend, daß wir uns wohl denken mögen, wie eine künftige Zeit märchenhaft ausdichten mag, wie zwei Brüder, eines Sinnes, eines Herzens und Geistes, gemeinsam in tiefen Schachten arbeiteten, der eine Bruder mehr fein und säuberisch arbeitend, der andere kühn, auf große Züge ausgehend und manches Geschmeide von den unholden Mächten der Nacht und dem Verschütten befreiend, aber beide still glücklich, immer Neues zu finden, es vom Roste zu reinigen und aufzustellen in der Ruhmeshalle ihres Volkes zur Erquickung und Erhebung für alle.“ —

Achtes Kapitel.

Die Rede auf Wilhelm Grimm und die Abhandlungen der Akademie.

Schon vier Jahre vor Jakob ging sein Bruder Wilhelm heim. Im Herbste des Jahres 1859, wie uns dessen Sohn Hermann berichtet, war derselbe von einer kleinen Reise auffallend frisch und rüstig zurückgekehrt, und der Anfang eines Leidens, das sich einige Zeit später entwickelte, schien nur unbedeutend zu sein. Ganz plötzlich aber trat Gefahr ein; doch auch diese schien wieder weichen zu wollen. „Gottlob", sagte Wilhelm Grimm in seinem Bette sitzend, „ich hatte wirklich gedacht, die Sache nähme ein schlimmes Ende, und ich habe noch so viel zu thun." — Dann ließ er sich ein Packet Papiere geben, das die neue Ausgabe des nach vielen Handschriften bearbeiteten Freidank enthielt, deren Druck eben beginnen sollte. Auch eine neue Auflage der Märchen wurde in diesen Tagen fertig und die zum Verschenken bestimmten Exemplare noch von Wilhelm ausgeteilt. In einer Nacht war aber dann alles entschieden; heftiges Fieber trat ein, die klare Besinnung verließ ihn, nur seinen Bruder Jakob, der neben seinem Kopfkissen auf einem niedrigen Sessel saß und fast seine Atemzüge zählte, erkannte er, hielt seinen Anblick aber für ein Bild und sagte, wie ähnlich es sei. Am Morgen des 16. Dezember starb er, vierundsiebzig Jahre alt. Jakob nahm das Ereignis unerwartet ruhig auf; doch ging er oft in die Stube, wo der Entschlafene lag und betrachtete ihn genau. Beim Begräbnis am 21. Dezember schritt er zwischen den Söhnen desselben die sanfte Anhöhe des Kirchhofs im scharfen Winde über den knisternden Schnee kräftig hinan. Wohl in der Ahnung, daß die Trennung nicht lange dauern würde, führte Jakob seine Arbeiten ruhig fort, obwohl

er früher bezweifelt hatte, ohne ihn arbeiten zu können; schwer hatte ihn, wie wir wissen, in vergangenen Jahren oft ja der Gedanke wie zuletzt wohl noch in Göttingen geängstigt, Wilhelm könne einst vor ihm sein brüderliches Auge schließen.

Jetzt, wie gesagt, nahm er das einst so sehr Gefürchtete mit ruhiger Fassung auf, so daß ihm auch möglich wurde, am 5. Juli 1860 dem heimgegangenen Bruder „den meine Augen nicht mehr erblicken, der doch nachts im Traum ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist“, — in der Königlichen Akademie der Wissenschaften eine Gedächtnisrede zu halten. „Wie fast immer“, — erzählt uns sein Neffe Hermann Grimm, — „wie fast immer, wenn er öffentlich zu sprechen hatte, begann Jakob Grimm mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme, bis er allmählich in Fluß kam. Er war der letzte, der in jener Sitzung sprach, und die Zeit war vorgerückt, als er begann. Viele werden sich seines Anblicks noch erinnern, wie er die beschriebenen Blätter gegen das Fenster gewandt hielt, um besseres Licht zu erhaschen und wie der Schein der Dämmerung auf sein weißes Haar fiel.“ —

Zuerst berührte er in seinem Bericht über Wilhelms Leben das Verhältnis zwischen Brüdern im allgemeinen; indem er sagte: „Eltern und Kinder leben nur ein halbes Leben miteinander, Geschwister ein ganzes. Der Sohn hat seines Vaters Kindheit und Jugend nie gesehen, der Vater nicht mehr seinen Sohn als reifen Mann und Greis erlebt. Eltern und Kinder sind sich also nicht volle Zeitgenossen; das Leben der Eltern sinkt vornen in die Vergangenheit, das der Kinder steht hinten in die Zukunft; aber Geschwister, wenn ihr Lebensfaden nicht zu früh abgeschnitten wurde, haben zusammen als Kinder gespielt, gehandelt als Männer und nebeneinander gesessen bis ins Alter. Niemand weiß folglich bessern Bescheid zu geben als vom Bruder der Bruder, und diesem natürlichen Verhalt

hinzu tritt noch ein sittlicher. Der Vater, vom Sohne redend, wird sich seiner Gewalt über ihn stets bewußt bleiben, der Sohn, Zeugnis vom Vater ablegend, der gewohnten Ehrfurcht nie vergessen. Geschwister aber stehen untereinander, ihrer wechselseitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, so daß ihr Urteil kein Blatt vor den Mund nimmt. Und dazu nun die leibliche Geschwisterähnlichkeit, also insgeheim auch die geistige; dem Vater gleicht der Sohn nur mehr oder weniger als halb, weil er auch Mutterzüge in sich aufnimmt, hingegen Brüder teilen sich in des Vaters und der Mutter Gesicht und besitzen von jedem irgend etwas; laßt Brüder sich in der Kindheit noch so unähnlich erscheinen, im Alter, wenn ihre Wangen einfallen, gleichen sie einander durch die Bank." — Dann von seinen eigenen Beziehungen zu Wilhelm redend, ist er uns schon oben mehrfach Quelle gewesen. Hierauf geht er auf die wissenschaftliche Bedeutung des Bruders ein und hebt besonders dessen Werk über die deutschen Heldensagen (1829), seinen Freidank (1834) und seine Schrift „über die deutschen Runen" (1821) hervor. Ferner berührt er den Abstand ihrer eigenen Naturen. „Von Kindesbeinen an" sagt er, „hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot; seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden, als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eigenen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte es zu bestätigen; das übrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch, daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen; ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas geraten; Wilhelm mochte nicht auf

Geratewohl ausgehen. Ich weiß, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen, hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft that und immer wieder thue, niemals ohne zu entdecken . . . . Ihm gewährte Freude und Beruhigung, sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen. Meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn jedermann gern sah und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte, vergingen; auch Musik zu hören, machte ihm große, mir nur eingeschränkte Lust. — In solcher gemächlichen Ausführung seiner Vorhaben, wie anhaltende gleichmäßige Schritte dennoch weit reichen, ist von ihm Rühmenswertes begonnen und vollendet worden." —

In der Akademie der Wissenschaften hielt Jakob Grimm diese Rede, wie er denn hier gern und wiederholt auftrat, während er an der Universität nur in den ersten Jahren seines Berliner Aufenthalts Vorlesungen gehalten hatte. Seine dann einzeln gedruckten akademischen Abhandlungen (historisch-philologischer Klasse), die zu verschenken ihm große Freude machte und von denen wir schon etliche genannt haben, einst gesammelt herauszugeben, war seine langgehegte Absicht. Er schob es jedoch immer wieder hinaus, da er sie erst umzuarbeiten gedachte, und dazu kam er ja niemals. Seine unüberwindliche Neigung, lieber unablässig fort zu untersuchen, als das Untersuchte darzustellen, mochte ihn daran hindern. „Das Forschen aber ist ja so endlos", wie er selbst einmal in einer solchen akademischen Abhandlung über Schule, Universität, Akademie (am 8. November 1849) ausruft, „wie der sich über uns dehnende Raum, in dessen unermessene Fernen wir immer weiter vordringen. Jede Wissenschaft ist ein sich wölbender

Tempel, am Giebel aber bleibt eine Öffnung, die nicht kann zugemauert werden, gleichsam ein Anblick des menschlichen Augen undurchdringbaren Himmels." —

Vornehmlich ist es der Reichtum an Bildern, der sich in den Abhandlungen mehr noch als in seinen übrigen Schriften offenbart. So hat bei ihm die Sprache selbst Knochen und Muskel, Blut und Atem, leibliche und innere Stärke, Flügel u. s. w. „Denken ist Leuchten und Reden ist Tönen; nach dem Blitze des Gedankens kommt der Donner des Wortes." — „Alles Wissen hat eine elementare Kraft und gleicht dem entsprungenen Wasser, das unablässig fortrinnt, der Flamme, die einmal geweckt, Ströme von Licht und Wärme aus sich ergießt." — Das sind z. B. dergleichen Stellen, und doch heißt es auch schon in der Widmung des ersten Bandes der Grammatik an Savigny in ebenso bilderreicher Sprache bei ihm: „Die rechte Poesie gleicht einem Menschen, der sich tausendfältig freuen kann, wo er Laub und Gras wachsen, die Sonne auf und niedergehen sieht; die falsche einem, der in fremde Länder fährt und sich an den Bergen der Schweiz, dem Himmel und Meer Italiens zu erheben wähnt. Steht er nun mitten darin, so wird sein Vergnügen vielleicht lange nicht reichen an das Maß des Daheimgebliebenen, dem sein Apfelbaum im Hausgarten jährlich blüht und die Finken darauf schlagen." —

Nur etliche von den trefflichen Abhandlungen, die er von 1840—1863 vorlas, und die jetzt mit seinen Rezensionen in den kleinen Schriften (seit 1864 von Müllenhoff herausgegeben) im Drucke vorliegen, seien hier aufgeführt, z. B. jene auf Lachmann, den „Mitbegründer" der deutschen Philologie neben ihm selbst, neben Wilhelm und Benecke — der zum Herausgeber geboren schien; „seinesgleichen hat Deutschland in diesem Jahrhundert noch nicht gesehen", — und zu dessen Bilde ihm „langjährige Freundschaft und Wahrheitsliebe alle Züge

eingaben" (am 3. Juli 1851); und jene „über den Ursprung der Sprache" (am 9. Januar 1851), die er als eine geistige Schöpfung der Menschheit, als eine fortschreitende Arbeit derselben, nicht also als Gottes Werk betrachtet, der ja nur Vollendetes prägt. Eine angeborene Sprache hätte die Menschen zu Tieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter vorausgesetzt. Gott hat die Seele, er hat die Sprachwerkzeuge, die Kraft zu reden als kostbare Gabe in den Menschen gelegt. (Mensch von der Wurzel man = denken, das denkende Wesen.) „Von allem, was dieselben erfunden und gedacht, bei sich gehegt und einander überliefert, was sie im Vereine mit der in sie gelegten und geschaffenen Natur hervorgebracht haben, scheint die Sprache das größte, edelste und unentbehrlichste Besitztum. Unmittelbar aus dem menschlichen Denken emporgestiegen, sich ihm anschmiegend, mit ihm Schritt haltend, ist sie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menschen." — Auch einzelne Stellen von großer Innigkeit sind in der Abhandlung, wie z. B.: „Die ersten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbrust, von der weichen und sanften Mutterstimme ihm entgegengesprochen, und sie schmiegen sich fest in sein reines Gedächtnis, bevor er noch der eigenen Sprachorgane mächtig geworden, darum heißt sie die Muttersprache." — Oder wenn er sagt: „die Sprache vermittelt uns am unvertilgbarsten Heimat und Vaterland."

Und wie bedeutend hat er über Schiller sich ausgesprochen in jener Rede, die er am 10. November 1859 zu dessen hundertjährigem Geburtstage in der feierlichen Sitzung der Akademie hielt. „Wer die Geschichte durchforscht", ruft er aus, „muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erfordernis für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigentümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten

Kennzeichen sich darthun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachstums und Gedeihens auf. Poesie ist das, wodurch unsere Sprache nicht nur lieb und teuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie niedersetzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden sind, stockt und beginnt allmählich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeisterung nicht zu teil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den anderen, sich daran Erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volks, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat.“ —

Als aus den Augen des deutschen Volkes das Bild einer großen einheimischen Poesie entschwunden war, stellten es zwei fast unmittelber am Horizont des vorigen Jahrhunderts aufleuchtende Gestirne wieder her. „Ohne sie hätte unsere Litteratur doch nur niedere Stufen einnehmen können, durch sie ist sie zu den höchsten erhoben worden. Nach langem Ausruhen brachte die Natur diese beiden Genien hervor, deren Glanz sich über die Grenze ihres Vaterlandes, über das gesamte Europa ausbreitet, das ihnen nichts mehr an die Seite zu stellen hat; ihre Werke sind bereits vorgedrungen in alle Sprachen, denen heute die Macht lebendiger, ausgebildeter Rede beiwohnt. Was braucht es mehr?

Goethe und Schiller stehen sich so nahe auf der erhabenen Stelle, die sie einnehmen, wie im Leben selbst, das sie eng und unauflöslich zusammen verband, daß es unmöglich fiele in der Betrachtung, sie voneinander zu trennen. Zwar geht Goethe

an Alter seinem Genossen um zehn Jahre voraus und überlebte den zu früh geschiedenen noch zwanzig Jahre hin. Nachdem, wie zu geschehen pflegt, sie erst eine Zeitlang sich nicht näher getreten und fast aus dem Wege gewichen waren, wurde ihr Beisammensein wiederum ein volles Jahrzehnt desto vertrauter und gewissermaßen sich bedingend. Hatte Goethe anfangs Schillers treibende Kraft gemieden, dieser in jenes Ruhe sich nicht gleich finden können, so äußerten hernach beide, in ergiebigster Fruchtbarkeit ihrer Werke begriffen, wechselweise förderlichen, für unsere Litteratur den heilsamsten Einfluß aufeinander. In vielem einverstanden oder auch sich verständigend, wandelte jeder von ihnen seine eigene Bahn, und je sichtbarer diese abwichen, desto mehr ist ihnen gelungen, sich auf das erfreulichste auszufüllen und zu ergänzen." . . . . „Nun erscheint uns auch Schiller, ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab, Goethe ein Franke, mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen. Jenen sehen wir dem sentimentalen dramatischen Element, diesen hingegen dem naiven und epischen zugewandt; Schiller wird idealistisch, Goethe realistisch gesinnt, Schiller farbiger, Goethe einfacher heißen dürfen. Bedeutsam aber und aufs glücklichste vermittelnd war, daß sie beide nach Thüringen gezogen wurden und in diesem, mehr als sonst ein anderes deutsches, freundlichen und anmutenden Lande ihr Leben zubrachten, gerade wie schon im Mittelalter der thüringische Hof deutsche Sänger aller Gegenden um sich versammelt, in Schutz und Pflege genommen hatte." —

Nachdem Jakob Grimm hierauf über die unbändige Kraft geredet, die anfänglich in den Werken Schillers wie Goethes gewaltet und über die Jugendstücke Schillers gehandelt, fährt er fort: „Man kann nur sagen, daß Schiller im Wallenstein, zumal dem Lager, hernach im Tell die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zuwege bringt; nicht ganz gleich

stehen ihnen Maria Stuart, die Jungfrau und die feindlichen Brüder, zum Teil aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen; es ist kein Zufall, daß auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehen, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfenen Stücken, dem Demetrius, Warbeck und den Maltesern geworden wäre, steht kaum zu ermessen, nach dem eben vom deutschen Stoffe Gesagten; nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber läßt sich annehmen, daß uns weit ein größerer Verlust betroffen hätte, wenn Wallenstein oder Tell liegen geblieben wäre." . . . . . . Bemerkenswert ist, welchen unverwischbaren Eindruck die dramatische Ausprägung historischer Gestalten überhaupt hinterläßt; so wie Shakespeare englische Könige, Schiller Wallenstein, Tell, Maria, Johanna dargestellt haben, haften sie in der Leute Gedanken, allen Erinnerungen der Geschichtsforscher zum Trotz. Die Eingebung des Dichters schreitet über diese hinaus, und es kann nicht anders sein, auch die griechischen Tragiker haben Gewalt über das, was wirklich geschah, und geben uns gleichsam eine verklärte, höhere Wahrheit." —

Nur der großen Dichtungen Schillers hatte Jakob Grimm bisher gedacht, noch nicht der lyrischen Gedichte und Romanzen. „In schlanken, blanken Liedern ist Goethe unbedenklich überlegen, im Balladenton weichen beide Freunde sehr voneinander ab. — Schiller hat eine ganz eigene elegische Stimmung, die auch den Leser schwermütig macht; Goethes Elegieen nähern sich schon mehr in ihrer Form der ruhigen klassischen Weise. Die Glocke ist das Beispiel eines unvergleichlichen Gedichts, dem andere Völker von weitem nichts an die Seite zu stellen hätten. Durch einen von Goethe nach Schillers Abscheiden hinzugedich-

teten Epilog geht ihr feierlicher Eindruck auf einmal ganz ins Tragische über; beide Dichter wechseln hier die Rolle, der friedliche Klang ward zum Trauergeläute." . . . Über die Xenien (1796) aber bemerkt Grimm: „Sie sollten in der Weise von Martials Epigrammen einmal in der deutschen Litteratur aufräumen und die dicke Luft reinigen, was sie ohne Zweifel auch damals geleistet haben. Es sind zum großen Teil triftige und schlagende, oft unbarmherzige Kritiken, schnell und wie es hieß „im Raptus" niedergeschrieben, die scharfe Urteilskraft und das Darstellungsvermögen der vereinten Dichter bezeugend, wie, wenn dieser Stahl glühend ward und sprühte, nicht anders geschieht, auch einige Male ungerecht verwundend. Einzelne können mit Sicherheit weder dem einen noch dem andern beigelegt werden, was eben von ihnen beabsichtigt war." —

In den Bemerkungen Grimms über die Sprache Schillers im Verhältnis zu der Goethes, spricht er letzterem die größere Sprachgewalt zu: „Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmut ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebot und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnötiges Wörtchen steht; Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davon trägt; Goethe aber vermag der schon entsandten Fülle seiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte, wie es ihm beliebt, nachrücken zu lassen. Man könnte sagen, Schiller schreibe mit dem Griffel in Wachs, Goethe halte in seinen Fingern einen Bleistift zu leichten, kühnschweifenden Zügen. An Schiller klebten, in seiner ersten Zeit, auch noch einige schwäbische Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hoch-

deutsch sind, bei Goethe ist dergleichen nie sichtbar, er schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Kanon und bleibt selbst im kanzleimäßigen Hofstil, den er in alten Tagen zu oft anwendete, gefügig und geschmeidig; seine Poesie giebt bei jedem Schritt überall die reinste Ausbeute; für die Bearbeitung des deutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm allenthalben geschöpft und gewonnen werden könne oder müsse.

Eben darin aber, daß Schiller in etwas engerem Kreise der Sprache sich bewegt, liegt doch sein stärkerer Einfluß auf das Volk mit begründet; denn seine Rede weiß alles, was er sagen will, zierlich, ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verstanden. Von Goethe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutsche, aber vorher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was seinem Stil etwas Vornehmes verleihen kann, und dennoch hat er einige Male ohne Not und hart geklagt über die Sprache gerade an Stellen, wo er sie am glücklichsten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus; er wußte lauteren Saft aus ihr zu ziehen.

Es sind aber noch andere Gründe, weshalb er den Leuten zusagt, er versteht sie zu sich zu erheben, während Goethe sich auch zu ihnen herablassen kann, bei Schiller, dem auf seiner Höhe thronenden, glauben sie sich emporgerückt. Diesem Dichter blieb das Altertum unserer Sprache und Poesie mit allen jetzt verlornen Vorzügen fremd, wie das bekannte von ihm über die Minnesänger gefällte grundlose Urteil darlegt; er hat sich untadelhaft bloß an der heutigen Schriftsprache großgezogen, deren Macht er so bedeutend steigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und stehen auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weise der Vergangenheit fremd geworden ist und das nur in

den jetzigen Standpunkt vorschreiten und sich darin einweihen lassen will. Ein lebhaftes Beispiel kann das berühmte Reiterlied in Wallensteins Lager abgeben, an dessen Stelle ihm Goethe ein anderes, mehr im ehemaligen Volkston gedichtetes entwarf; mit richtigem Takt hielt aber Schiller das seinige, dem Ton seiner Dichtung angemessene fest. Die Menge, auf die ein schönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vorteilen genießen und ist den alten zu entsagen bereit.

Schiller ist und bleibt hauptsächlich auch darum populärer, weil, nach seinem oben dargelegten Vorrang, seine Schauspiele dramatisch mehr ergreifen und auf der Bühne öffentlich wirken, weil sie die Rechte und Freiheiten des Volkes sichtbar darstellen und weil seine Lieder, die Würde unserer Natur erhebend, allen Menschen die Brust erwärmt und ideale Bilder des Lebens geschaffen haben. Er ist zum hinreißenden Lieblingsdichter des Volks geworden und geht ihm über alle andern." —

Was für hervorragend schöne Stellen aber enthält auch Grimms Vorlesung über das Alter (26. Januar 1860). Von der Erwähnung der Schrift Ciceros (de senectute) geht er aus, fragt dann nach dem Zeitpunkt des eintretenden Alters, findet bei den verschiedenen Völkern abweichende Annahmen und bricht in die Worte aus: „Es liegt ein Widerspruch darin, daß, während alle Menschen alt zu werden wünschen, sie doch nicht alt sein wollen. Der Greis sollte sich von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensstufe vorzuschreiten vergönnt war; er hat nicht nötig zu jammern, wenn sie annaht; es ist ihm gestattet, mit stiller Wehmut hinter sich zu blicken und nach dem schwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichsam auf der Bank vor seiner Hausthür sitzend, sein verbrachtes Leben zu überschlagen. Solch ein Hochbejahrter, den das Schicksal aufgespart hat, dem Verwandte und Freunde vorausgestorben sind, nur noch deren Nachkommen zur Seite stehen, darf sich

dann auch einsam und verlassen fühlen, Freude und Trauer mischen." — Dann beschäftigt ihn die Frage, was nicht wohl im allgemeinen zu dem Nachteile des Alters zu sagen ist, sondern was im einzelnen zu seinen Gunsten und Ungunsten bemerkt werden könne.

Über die Verhüllung des Auges und Verdumpfung des Ohres im Alter spricht er dann so schön, daß wir die Stelle in ihrer ganzen Ausdehnung ausheben wollen: „Das Licht ist stärker, edler, schneller als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende Schall. Das Auge ist ein Herr, das Ohr ein Knecht, jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf, was ihm zugeführt wird. Darum hat auch die Natur das Auge reicher ausgestattet und der Sehkraft viel größere Tragweite gegeben, als der Hörkraft, ein Augenzeuge ersieht noch, was der Ohrenzeuge nicht mehr hört. Künstliche Hilfe kann dem Ohr nur geringe, dem Auge die bedeutsamste geleistet werden. Durch ein Fernrohr erblickst du auf entlegenem Wege einen Wandersmann dahergehen, du vermagst seine Gesichtszüge und Gebärden zu unterscheiden, die Knöpfe seines Rockes zu zählen, aber was er spricht oder ruft, bleibt dir unvernehmbar. Dem Gesicht wird solche Macht zugegeben, dem Gehör versagt. Des Hörens bedürfen wir zu vielem, des Sehens fast zu allem. Wer will es leugnen, daß die Verhüllung des Auges ein schwereres Leiden sei als die Verdumpfung des Ohres, Blindheit den Menschen härter treffe als Taubheit? —

Wem das Gehör stockt, der kann, es ist wahr, nicht mehr die liebliche Stimme, die vertraute Anrede der Menschen vernehmen und meidet ihre Kreise; allein sein Auge schaut noch offen in die Welt, wie zuvor, das Neugeschehende wird ihm heutzutage frisch auf der Stelle gedruckt zugetragen, und alles, was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne Beschwer schwarz auf weiß hinterbracht werden. Seine Kennt-

nisse, seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren Fortgang, als ihn überflüssige Rede, unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht. Ganz anders und weit stärker angegriffen stellt sich hingegen die gewohnte Wirksamkeit des Erblindeten dar. Mit einemmal sind ihm seine vorher gepflogenen und betriebenen Geschäfte wie abgeschnitten, er darf nicht mehr den eigenen, sondern muß fremden Augen trauen, die ihm aufschlagen sollen, der Stimme eines anderen, die ihm vorliest, was er lieber im Buche sähe, um einhalten oder zweimal lesen zu können, wo er Lust dazu hat. Alle hergebrachte Leichtigkeit und Sicherheit seines Lebens ist dahingeschwunden, trauliche Bezüge seines Umganges mögen unbenommen und unabgeändert fortbestehen, nur die freie Selbstthätigkeit wird ihm mit dem entzogenen Augenlicht, wo nicht gehemmt, so doch auf das schwerste beschränkt und verkümmert. Der Blinde vermag keine Blicke mehr, wohl aber die Worte mit anderen zu tauschen, während dem Tauben die Gabe der Rede dauert und ihm Entgegnung bloß durch Gebärde und Zeichen zu teil wird.

Doch nirgends hat sich die Verschiedenheit des Altertums von unserer Gegenwart stärker ausgeprägt, als in den ganz abweichenden Richtungen, die den einfachsten Verhältnissen des Lebens durch neue, in ihrer fernen Wirkung unaufhaltbare Anstalten gegeben wurden. Die seit der Erfindung der Druckerei bald allgemein durchgedrungene Verbreitung des Lesens, das dem Geist unablässige Nahrung zuführt, mußte hier zu innerst eingreifen. Im Altertume, dünkt mich, war das Los der Blinden günstiger, das des Ertaubten schwerer. Der Blinde, dem sein früheres Leben eine Menge von Bildern eingedrückt hatte, bewahrt sie treu im Gedächtnis; was brauchte er noch viel Neues zu sehen? Er zehrte am alten Gut, und aus dem Munde anderer wurde es ihm unaufhörlich gemehrt. Da die

Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichtes unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet, und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben im Munde und Gedächtnis blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren; wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. Wird nicht dem blinden Manne von Chios das größte Epos aller Zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle Gewirk der kostbaren Lieder des schottischen Hochlandes beigelegt? Der unvergängliche, diesen augenlosen Greisen zugefallene Ruhm, offenbart sich in ihm nicht allein der hohe Wert des Alters selbst, sondern auch die allerreichste Vergeltung des verlorenen äußeren Lichts? Den blinden Rhapsoden umsteht ein bewegter Kreis, der ihm lauscht und den er befeuert, seine Lebenskraft hat sich nicht verringert, sondern gesteigert; wir gewahren, erst dem höheren Alter war es beschieden, eine ewigjunge Dichtung hervorzubringen. Versetze ich aber einen seines Gehörs verlustig Gegangenen zurück in jene alte Zeit, so erscheint er mir fast als ein verlorner Mann, dessen eingegeschränkte, freudenleere Tage sehnsüchtig dem Ende des Lebens entgegenschleichen mußten. Das alles hat sich in der gegenwärtigen Zeit umgedreht, und das Verhältnis der Blindheit zur Taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der Natur angemessenen Fuße.“ —

Auf die geistigen Nachteile des Alters eingehend, berührt er vor allem den während desselben wachsenden Geiz, richtet indes bald seinen Blick auf die Tugenden und Vorzüge, die

dem Alter vornehmlich eigen sind. Jene Vorstellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unseligen Alters wandelt sich bei ihm um in ein Bild von Milde, Behagen, Mut und Arbeitslust, von Lebensheiterkeit und liebenswürdigem Wesen. — „Man darf weiter sagen, daß in Greisen das Gefühl für die Natur steige und vollkommner werde, als es im vorausgehenden Leben war, und daß alles sie zum sicheren Verkehr mit dieser stillen und fesselnden Gewalt dränge oder anweise. Mit welcher Andacht schaut der Mensch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die seit undenkbarer Zeit so gestanden haben, wie sie jetzt stehen und die bald auch über seinem Grabe glänzen werden. Wie schön begründet ist es, daß Greise die stärkende Gartenpflege und Bienenzucht gern übernehmen, ihr Impfen, Pfropfen geschieht alles nicht mehr für sie selbst, nur für die nachkommenden Geschlechter, die erst des Schattens der Neupflanzung froh werden können; was rührt mehr, als daß der heimkehrende Odysseus seinen von der Sehnsucht nach ihm verzehrten Vater Laertes mitten in der Gartenarbeit überrascht? Nicht gesagt zu werden braucht, daß Cicero den Cato, der uns selbst ein köstliches Buch über den Landbau hinterlassen hat, allen Greisen auch die Gärten ans Herz legen läßt.

Eins aber ist bis auf heute und solange die Welt stehen wird, recht für das Alter gemacht und wie geschaffen, der einsame Spaziergang. Schon der Knabe streift gern über das Feld, suchend nach Vogelnestern und Schmetterlingen, der Jüngling schweift durch Wald und Wiesen in seinen Träumen und Gedanken an die Geliebte, und der Mann findet am seltensten Muße, sich ins Freie zu ergehen; denn hundert Pläne und Geschäfte halten ihn in der Stadt zurück. Für den Greis hingegen wird jeder Spaziergang zum Lustwandel; diese Verdeutschung könnte steif aussehen, diesmal hat sie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf allen Schritten, die solch ein

Lustwandelnder thut, bei jedem Atemzug aus der reinen Luft schöpft er sich Lebenskraft und Erholung; in jüngern Jahren meint man wohl auch Zeit zu verlieren mit dem Spazieren, nunmehr bringen sie keinen Verlust, sondern lauter Gewinn. Denn dazwischen gehen die eignen mit sich getragnen Gedanken ungestört und unbeeinträchtigt immer fort: ich habe es wohl an mir erfahren, daß, wenn entlegene Pfade mich über Flur und Äcker führten, selbst unter verdoppeltem Schritt gute Einfälle mit zuflossen; waren irgendwo Zweifel zu Hause hängen geblieben, plötzlich wurden sie im peripatetischen Nachsinnen gelöst, und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! Wie freute ich mich innig im Tiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu stoßen; nickend und schweigend gingen wir nebeneinander vorüber — das kann nun nicht mehr geschehen." —

Und wenn der Greis zum beschaulichen Naturgenuß höchst aufgelegt ist, warum sollte er sich nicht mehr gewachsen fühlen für strenges Arbeiten. Und nicht bloß vom Vorrat zehren soll er, er hat auch unaufhörlich fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet: „Einer unserer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis, spricht die schönen Worte:

alters freude und âbentschîn
mügen wol gelîch einander sîn,
sie troestent wol und varnt hin
als ime regen ein müediu bin.

Er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröte und einer im Regen heimfahrenden müden Biene; sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. . . . . . . Die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch." —

In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer oft lange nach, wie z. B. bei Humboldt und anderen,

und sich selbst erwähnend, sagt J. Grimm: „Ein Philolog durfte es wagen, zuletzt an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fernliegendes, fast zurückweichendes Endeziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht.“ — Außerdem gesellt sich zu dem Alter wachsende und gefestigte freie Gesinnung: „Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irrtümer.“ — . . . . Diese Denkungsart zu bewähren und zu äußern, ist Gelegenheit geboten besonders in der Beschaffenheit unseres Glaubens und der Einrichtung unseres öffentlichen Wesens.

Bei den meisten Völkern stand das Alter in Ehren. Doch liegt dasselbe hart an des Lebens Grenze, und der Tod kann nicht lange mehr ausbleiben: „Unsere heidnischen Voreltern legten einem Sterbenden die Worte in den Mund: Heute abend werde ich beim Wodan zu Gaste sein, und noch heute hat das Volk die derben aber treffenden Redensarten: Sein letztes Brot ist ihm gebacken, sein letztes Kleid geschnitten. Goethe mit einem heiteren, aber tiefsinnigen, Glück und Leben zusammenstellenden Euphemismus sagt:

„Der Mensch erfährt, er sei nun, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.“ —

Neuntes Kapitel.

Jakob Grimms Tod.

Im Frühjahr 1863 erhielt Jakob Grimm eine neue Mahnung an den Tod, als sein noch einziger Bruder Ludwig, Maler und Professor an der Akademie zu Kassel, starb. Auch er war der Bettine von Arnim bekannt gewesen, schon als sie noch als geb. Brentano an Goethe ihre Briefe schrieb (Goethes Briefwechsel mit einem Kinde); sie sagte damals von ihm (II. 139), daß er einer der liebenswürdigsten Familie angehörte, deren alle sehr hochbegabte Mitglieder so jung schon jetzt (1809) weit über ihre Zeit hinausragten.

„Nun bin ich nur noch ganz allein da“, rief Jakob beim Empfang dieser Trauerkunde aus, allein ohne den Gedanken, als müsse die Reihe jetzt bald auch an ihn kommen. Zeigten sich doch durchaus noch nicht die Gebrechen des Alters bei ihm, und Lust und Frische zur angestrengtesten Arbeit blieb ihm bis fast zu seinem letzten Atemzuge, nur daß die Nächte ihm häufiger den Schlaf versagten. Dann erhob er sich wohl und betrachtete die Sterne voller Andacht (siehe Rede über das Alter), und auf einem Zettel am 3. Juni 1862 fand man von seiner Hand geschrieben: „Wie schön sind die langen Sommertage, worauf sich Vögel und Menschen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit, in der die Stunden das Licht einsaugen und langsam verfließen; was davon noch übrig war, wird vom Dunkel des Winters und des Alters schnell geschluckt. Nun bin ich bald achtundsiebzig, und wenn ich schlaflos im Bette liege und wache, tröstet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen.“ — Am Tage aber trennte er sich auch in dieser letzten Zeit nicht oft von seinem Schreibtisch; that er es, dann liebte er den einsamen Spaziergang, den schon sein

Bruder Wilhelm in seiner Selbstbiographie bezüglich seiner Wirkung auf das Gemüt so hoch gestellt hatte. „Noch jetzt weiß ich nichts“, hatte Wilhelm damals geschrieben, „was so sicher die friedliche Stimmung der Seele, in welcher alles Glück beruht, hervorrufe, als ein einsamer Spaziergang, wo kein Gespräch und keine Unterhaltung uns an die Bemühungen des Lebens erinnert und wir die Natur frei auf unsere Gedanken wirken lassen; ungesucht und unerwartet ist mir hier oft das Beste eingefallen.“ — Ähnlich empfand Jakob, und 1857 hatte er an den Professor Pfeiffer in Wien († 1868) geschrieben: „Mich macht das Alter allmählich stille und menschenscheu; meine größte Freude ist stundenlanges einsames Spazierengehen“ (siehe auch Rede über das Alter). —

Auf einem solchen, wenigstens einsam angetretenen Spaziergange können wir ihn begleiten. Am 2. Juli 1863 winkte er nämlich Berthold Auerbach, den vortrefflichen Erzähler der Dorfgeschichten, der ihm entgegenkam von der Stadt, zu sich, und dieser schloß sich ihm an. Er erzählt dann von diesem Zusammentreffen. Seit dem Tode Uhlands († 13. November 1862 in Tübingen) hatte ihn derselbe nicht wieder gesehen, und so war denn der Tod eben jenes Gegenstand ihres Gesprächs. Auch von den Zuständen unseres Vaterlandes sprachen sie. Grimm ging in einem grauen Sommerkleide, mit dem breitkrämpigen Sommerhute, unter welchem die langen weißen Locken hervorquollen, aufrecht einher, nur den Kopf etwas vorgebeugt; er trug nie einen Stock und hatte beim Gehen immer die linke Hand auf den Rücken gelegt. Wenn er sprach, warf er, ganz wie Uhland, den Kopf mit einem raschen Schütteln zurück. Er sagte, daß er selten jemand mitnähme auf seinen Gängen. Früher sei er gern mit seinem Bruder Wilhelm gegangen; der habe freilich eine andere Schrittart gehabt als er, aber sie hätten sich ineinander gefügt. Er freute sich, daß

in Uhlands Nachlaß, den nun Franz Pfeiffer herausgeben wolle — Keller und Holland gaben dann in der That denselben heraus — doch mehr Fertiges da sei, als man meinte, besonders Abhandlungen über das Volkslied und einzelnes zur Sagenforschung. Er lächelte, als Auerbach ihm erzählte, wie Uhland sich darüber gewundert habe, daß er, Grimm, alle die verschlungenen Umgänge im Tiergarten so genau kenne. Sie waren da so oft miteinander gewandelt, wenn Uhland zu Besuche in Berlin gewesen war. So erzählt die Witwe dieses in ihrem Buche über den Gatten vom Jahre 1853: „Mit dem raschen Fußgänger J. Grimm erging er sich einmal abends bis gegen zehn Uhr im Tiergarten, so daß die Frauen W. Grimms und Uhlands fast besorgt um die Männer waren, die im eifrigen Gedankenaustausch die einbrechende Nacht nicht beachteten." — Und in der That wußte Jakob Grimm die lauschigsten Partieen des Tiergartens, wo man nichts mehr hörte und merkte vom Wagengerassel und wo selten ein einsamer Wanderer hinkam. — Er erzählte seinem Begleiter auch im Laufe des Gesprächs, daß er sich noch wohl befinde, nur sei sein Schlaf kürzer, er wache bereits um 3 Uhr auf, erhebe sich aber erst um 6 Uhr, weil er die Leute im Hause nicht so früh wecken wolle und doch gern gleich Kaffee habe. „So im Halbschlafe des Morgens", sagte er, „habe ich oft allerlei Gedanken, die ich für gut halte, aber bei Tage sind sie dann nichts; weit besser sind die, die ich beim Spaziergange habe, die sind oft ganz gut." — Auch Fritz Reuters, des trefflichen plattdeutschen Dichters, gedachte er: „Der ist mit seinen Sachen im Dialekt daheim." — Auerbach stand einmal still und machte ihn auf den Gesang einer Schwarzamsel aufmerksam. Da sagte er, tiefwehmütig in Ton und Blick: „Ich höre nicht mehr gut, ferne Töne gar nicht, ich höre keinen Donner und auch den Vogelgesang nur undeutlich." —

Noch hatte Jakob Grimm gar vieles vor; am Wörterbuche gedachte er weiter zu schreiben, ein Werk über deutsche Sitten und Gebräuche lag ihm im Sinne, und wohl noch manches andere, vielleicht auch ein Werk noch für die Jugend, wie beide Brüder ja zu Anfang ihrer litterarischen Laufbahn ein solches gegeben. Hatte doch ein sächsischer Lehrer ihnen 1859 die Bitte vorgelegt, doch „Geschichten aus der deutschen Geschichte" in dem Tone der wundervollen Volksmärchen zu schreiben. Jakob Grimm hatte damals, wenige Monate vor seines Bruders Wilhelm Tode, im August 1859 geschrieben: „Wir danken Ihnen, ich und mein Bruder, für ihren liebevollen Brief. Es thut wohl, wenn ein Mann, der tagein tagaus in einfache Kinderaugen schaut, gerade für die Stelle anerkannt zu werden, wo unseren Arbeiten selbst der Gedanke an ungetrübte Jugend immer vorschwebte. Was der Mensch sich vornimmt, geht leicht hinaus über die gesteckte Grenze des Lebens. Gegenwärtig nimmt das deutsche Wörterbuch alle unsere Kräfte in Beschlag; wir wollen aber zu Herzen nehmen und im Sinne behalten, was Sie uns vorgeschlagen haben. Unterdessen möge es Ihnen wohl und zu aller Zufriedenheit ergehen!" —

Allein seine Tage waren gezählt. Im Herbst des Jahres 1863 wollte er noch auf die Versammlung deutscher Plilologen, die in diesem Jahre in Meißen Ende September zusammentrat. Zu den letzten Zeilen, die er geschrieben, gehörten wohl die Worte, in denen er dem Professor Zarncke in Leipzig schon vom Krankenlager aus die Unmöglichkeit seines Kommens bedauernd mitteilte. Wehmütig und voll tiefer Empfindung gedachte dieser dann auf der Versammlung des Altmeisters, der in der deutschen Sprach- und Altertumsforschung großartige neue Gesichtspunkte und eine streng wissenschaftliche Methode eingeführt, deren Einfluß sich schnell über das ganze Gebiet der Sprachwissenschaft und Philologie, der Geschichte und selbst der

Rechtskunde erstreckt habe. In seinen Werken sei kaum eine Seite unseres deutschen Volkstums unberührt geblieben. Vielleicht nie wieder würde unserer Nation ein Mann geschenkt werden, der eine so sehr dem innersten Wesen ihrer Begabung kongeniale Natur besitze. „Dieser Instinkt des Genies, der nur das ihm Gemäße zu ergreifen brauchte, dieser kongeniale Blick war es, den er, man möchte sagen, wie eine Leuchte hinabsenkte und die dunkelsten Schachte unserer Vergangenheit und Gebiete erhellte, die der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne allein stets unenthüllt gebieben wären. Ein Mann aus einem Gusse war Jakob Grimm. Wir wissen es nicht, sollen wir mehr den erstaunlichen Fleiß und die Gelehrsamkeit oder mehr die Kühnheit oder Feinheit seiner Kombinationen oder mehr jenen Zauber poesievoller Anschauung bewundern, der jedes seiner Worte beseelt. Wegen dieser Vereinigung so seltener Eigenschaften werden seine Werke nie veralten, auch wenn und wo einmal die Wissenschaft anfangen sollte, abzuweichen von den Wegen, die er geebnet; sie werden ein Bestandteil der klassischen Litteratur unserer Nation bleiben, und ihrem Verfasser ist sein Platz gesichert, nicht nur in der Geschichte der deutschen Gelehrsamkeit, sondern auch in der Geschichte des deutschen Volkstums und selbst in der unserer Poesie." —

Es ergriff ihn infolge einer Erkältung eine Leberkrankheit; bald schien aber dieselbe gehoben, und bereits war ihm wieder verstattet, das Lager zu verlassen. Als er jedoch am 19. September neben seiner Nichte am Fenster stand, sank er plötzlich um, vom Schlagfluß betroffen. Die Sprache war ihm genommen, und sein letzter lichter Moment schien der zu sein, als er eine Photographie Wilhelms, die auf seinem Tische lag, plötzlich ergriff, lange betrachtete und dann auf seine Decke legte. Sonntag den 20. September abends nach zehn Uhr, im noch nicht vollendeten neunundsiebzigsten Lebensjahre that er den

letzten Atemzug. Wie er in seiner Rede auf Wilhelm vorausgesagt, war ihm sein letztes Bette neben dem dieses bereitet worden. Denn wie in Göttingen, wie vorher in Kassel hatten beide Brüder auch die letzten zwanzig Jahre in Berlin zusammengewohnt — natürlich, daß nach dem Tode Wilhelms Jakob in dessen Familie blieb; er selbst war nie verheiratet gewesen.

Unter dem Blumenschmuck seines Sarges, den die hervorragendsten Vertreter der Wissenschaft trauernd umstanden, befand sich auch ein Kranz, der die Aufschrift trug:

„Dem Freunde der Jugend dankbare Kinder."

Jetzt aber durchklingt ein Aufruf die Gaue Deutschlands, bei Gelegenheit der Wiederkehr des hundertjährigen Geburtstags nicht nur Jakob, sondern auch seinem Bruder Wilhelm ein gemeinschaftliches Denkmal in ihrer Vaterstadt Hanau zu errichten. Und dieser Aufruf mag hier zum Schlusse stehen, da er die Verdienste beider in geeigneter Weise zusammenfaßt.

„Am 4. Januar 1885 und am 24. Februar 1886 werden hundert Jahre verflossen sein, seit Jakob und Wilhelm Grimm in Hanau das Licht der Welt erblickten.

Die Bürger Hanaus, stolz darauf, daß zwei der berühmtesten Gelehrten und besten Söhne unserer Nation in den Mauern ihrer Stadt geboren sind, haben mit opferbereiter Begeisterung den durch das Herannahen dieser Tage angeregten Gedanken aufgenommen, dem edlen Brüderpaare in seiner Vaterstadt ein seiner würdiges Denkmal aus Erz zu errichten.

Aber nicht nur die Vaterstadt, nicht nur das hessische Heimatland sind zur Ausführung des Werkes berufen: die ganze Nation hat das Recht wie die Pflicht, das Andenken der unvergeßlichen Männer dankend zu ehren.

Die Gebrüder Grimm haben die deutsche Altertumswissenschaft begründet und die Schätze der Vergangenheit für das Leben der Gegenwart zurückgewonnen. An „Grimms Märchen"

erbauen sich Tausende von deutschen Kinderherzen. In unsere Sprache sind die beiden Forscher tiefer eingedrungen als irgend jemand und haben aus ihrem unergründlichen Schachte Schätze zu Tage gefördert, deren Reichtum unser Volk staunend in dem unvergleichlichen Werke erkennt, das ihren Namen trägt und allein genügen würde, ihnen die Unsterblichkeit zu sichern.

Ihr gewissenhafter Ernst, ihr prunkloses Wesen, ihre geistige Tiefe und ihr reiches Gemüt vereinigten die edelsten Züge der deutschen Art zu einem ewig denkwürdigen Bilde brüderlicher Eintracht und volkstümlicher Wissenschaft.

Sie haben das Vaterland mit der reinsten Hingebung geliebt und durch ihr mannhaftes Eintreten für ihre Überzeugung die vaterländische Gesinnung in weiten Kreisen erweckt und befestigt.

An alle Deutschen im Reiche und außerhalb desselben bis zu den fernsten Gestaden der neuen Welt ergeht daher der Ruf, Herz und Hand zu öffnen, da es gilt, die Männer zu ehren, welche unserem Volke erst ein klares Bewußtsein vom Werte seiner Muttersprache, dieses unversiegbaren Quells seiner Volkskraft und sichersten Grundlage seiner nationalen Zusammengehörigkeit, gegeben haben."

Halle a. S., Buchdruckerei des Waisenhauses.






BOUND BY
HW


UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 112088544